

# Die Gartenlaube



in. W. v. Szigethy

Pfg. 10 Cents USA.  
60 Gr. Oestr.

NUMMER 6 BERLIN, 9. FEBRUAR 1933

Ausgabe B mit Versich. 45 Pf.  
einschließl. 5 Pfg. Zustellgebühr



# Vom Ohr zum Herzen

E. K. Nachdem Sie in Heft 52, Jahrgang 1932 der Gartenlaube, meinen Rat in eigener Angelegenheit eingeholt haben, möchten Sie heute meine Meinung hören zu dem Fall eines Verwandten. Der junge Mann hat sich mit einer Amerikanerin verlobt, und es stellt sich jetzt heraus, daß die Dame aus ihrem Vermögen ein Einkommen hat, das um ein Vielfaches höher ist als das Jahreseinkommen des Bräutigams. Dieses Einkommen will die Braut auch in der Ehe selbständig verwalten, ihr Verlobter aber sieht hierin eine Gefährdung seiner, wie er sagt, durch göttliches Gebot und Naturgesetz gegebenen Stellung als Oberhaupt der Familie.

Um raten zu können, muß man auch in diesem Fall von prinzipiellen Feststellungen zunächst absehen. Es handelt sich nicht um die alte Streitfrage nach der „Oberhoheit“ in der Familie an sich, sondern darum, wie diese Frage eingeordnet werden kann in die Beziehungen jener zwei Menschen, die eine Ehe schließen wollen. Es ist mir verständlich, daß Ihr Verwandter nach jenem Streit, in dem die Braut ihre Meinung zur Bedingung machte, bedenklich geworden ist. In dieser Meinungsverschiedenheit wird der grundsätzliche weltanschauliche Unterschied zwischen der Amerikanerin und dem Deutschen offenbar. Dieser Unterschied würde sich in der Ehe noch viel stärker und in vielen Einzelfragen bemerkbar machen, und es hat deshalb sein Gutes, daß durch die Geldfrage das ganze Problem noch vor der Eheschließung ins Blickfeld gerückt wurde. Nach Ihrer Schilderung gehört Ihr Verwandter zu jenen Männern, die in der Notwendigkeit des Sichanpassens und Sicheinfügens den Hauptanteil auf seinen der Frau sehen, und ich kann mir schwer vorstellen, daß eine „freie Amerikanerin“ sich dieser Forderung endgültig unterwirft. Nur eine Brücke gibt es über eine solche Kluft der Anschauungen: das ist die Liebe, aber auch nur die Liebe, die so groß und tief ist, daß sie den Menschen befähigt, einen Teil seines Ichs aufzugeben um der Gemeinschaft mit dem geliebten Menschen willen. Ihre freie Amerikanerin würde jetzt antworten, ob zu dieser Selbstaufgabe der Mann nicht ebenso verpflichtet sei wie die Frau. Und hier stößt die Frage wirklich an jenes Naturgesetz, von dem die Braut aus sagt, daß ihr „ein derartiges Gesetz nicht bekannt sei“. Gerade in dieser Aussage ist schon ein großer Teil ihres Wesens beschlossen. Eine deutsche Frau würde ihr etwa antworten: Wohl ist der Mann auch zu einer Anpassung verpflichtet; in der Frau aber ist die größere Fähigkeit dazu — und also die größere Verpflichtung — eben auf Grund jener seelischen Veranlagung, die wir als Naturgesetz anerkennen. Wir wissen, daß die Liebe des Mannes anders ist als die der Frau, daß kein noch so berechtigter Kampf um die gleichen geistigen Entwicklungsmöglichkeiten an dieser Tatsache etwas ändert. So ungefähr würde eine deutsche Frau sprechen, und ich glaube, daß es diese Grunderkenntnis ist, auf die Ihr Verwandter in seiner zukünftigen Frau nicht verzichten kann.

Helene. Sie führen einen häuslichen Krieg mit Ihrem Mann, weil Sie nur bei offenem Fenster schlafen wollen, er aber das geschlossene vorzieht.

Vom medizinischen Standpunkt aus habe ich die Frage nicht zu beantworten. Da hier Überzeugung gegen Überzeugung steht, wird Ihnen kein Ausweg bleiben, als in getrennten Zimmern zu schlafen.

Frau Jutta. Sie sind mit einem mittleren Beamten verheiratet und Mutter dreier Kinder. Ihr Mann behält, wie üblich, von seinem Einkommen eine gewisse Summe als Taschengeld für sich zurück, und Sie empfinden es als Ungerechtigkeit, daß Sie selbst keinen Pfennig zur eigenen freien Verfügung haben. Jeden Einspruch Ihrerseits weist Ihr Mann mit der Erklärung zurück, daß ja er das Geld verdiene und Sie dafür die freie Verteilung des Wirtschaftsgeldes hätten.

Ihre Frage: „Warum wird meine Arbeit geringer eingeschätzt als seine?“ ist sehr berechtigt, und eine Unzahl von Frauen wird sie auch gestellt haben. Ihr Mann müßte sich darüber klar werden, daß in demselben Maße wie er durch den Geldverdienst Sie durch Ihre Arbeiten als Mutter und Hausfrau an der Erhaltung des Heims mitwirken, mit dem einen Unterschied, daß Ihre Arbeitszeit eine wesentlich längere ist als seine. Der frauliche Anspruch auf eine, sei es auch bescheidene Summe an frei verfügbarem Taschengeld ist eine reine Gerechtigkeitsfrage und hat nichts mit dem Streit um die Führerfrage in der Familie zu tun. Nur dort, wo das Einkommen so gering ist, daß auch der Mann sich keine Extraausgaben leisten kann, muß natürlich die Frau ebenso verzichten. Der beliebte Hinweis auf das Wirtschaftsgeld, mit anderen Worten die Aufforderung, „Schmu“ zu machen, also durch kleine Tricks das Geld heimlich abzusparen, hat heute weniger realen Sinn als je, weil das Haushaltsgeld meistens nur noch so bemessen ist, daß die Frau froh ist, wenn sie überhaupt auskommt.

Mutter Elisabeth. Ihr achtjähriger Junge hat die häßliche Angewohnheit, Tiere zu quälen. Ihr Mann ist empört darüber, Sie aber entschuldigen das Kind mit den Worten: „Alle Buben tun das.“

Ihre Meinung ist sachlich falsch; glücklicherweise sind nicht alle Jungen Tierquäler, sondern es gibt sehr viele Kinder, die Tiere lieben. Auch Ihre zweite Entschuldigung, Ihr Junge verstehe ja gar nicht, was er tut, ist nicht stichhaltig. Begreift er es tatsächlich nicht, dann müßte man es ihm sehr eindringlich erklären. Ich muß Ihrem Mann daher vollkommen beistimmen und rate Ihnen, Ihren Einzigen etwas fester anzufassen!

Friedrich, Münster. Sie sind seit zwei Jahren verheiratet; Ihre Frau ist heute 24 Jahre alt und „enttäuscht“ Sie durch ihre Vergnügungssucht.

Nach Ihrer Schilderung habe ich den Eindruck, als ob Ihre Frau vor allen Dingen noch sehr jung und kindlich wäre. Bedenken Sie auch, daß sie als Mädchen eine schwere Jugend hatte und noch wenig Freuden erlebt hat. Gerade aus dieser Tatsache haben Sie die Schlussfolgerung gezogen, daß Ihre Braut eine besonders ernste, verantwortungsbewusste Frau werden würde; daß diese Folgerung sich in der Wirklichkeit als falsch erwies, daß Ihre junge Frau den Wunsch hat, möglichst viel von dem bisher Entbehrten nachzuholen, hat in Ihnen eine tiefe Enttäuschung hervorgerufen. Verständlich ist das, aber nicht ganz gerecht. Vor allem will mir Ihr etwas lehrhaftes — verzeihen Sie den Ausdruck! — Mißvergnügen nicht gefallen! Und dann steht da noch etwas von Ihrer Absicht, die junge Frau „zu sich hinaufzuziehen“. Sehen Sie, mit einem solchen Ausdruck sollte man vorsichtig sein und das eigene „oben“ nicht so stark betonen! Daß nun in Ihrer Frau wirklich noch ein Teil Lebenshunger zum Ausleben treibt, müssen Sie aus der Liebe des Herzens heraus zumindest verstehen. Wir wissen doch auch, daß gerade eine solche Liebe die beste Erzieherin ist, und so brauchen Sie die Zukunft wirklich nicht so schwarz zu sehen! Lassen Sie sie ruhig noch eine Weile zum Tanz und ins Kino gehen, bis der Tag kommt, wo die Natur selber die Führung in die Hand nimmt und der Frau eine Aufgabe gibt, an der ihre tiefsten und ernstesten Kräfte wachwerden!

## In der nächsten Nummer bringen wir:

### Stippvisite in Japan

Ein lustiger illustrierter Reisebericht von Hans Michaelis

### Kleine traurige Geschichte

Von Roland Betsch

### Wochenschau in San Franzisko

Eine Hafengeschichte von Jens C. Nielsen

Mit Zeichnungen von W. Nus

### Vom Sterben der Berge

Eine naturphilosophische Betrachtung von Dr. R. H. Francé

Mit vielen Bildern

### Beide Romane in Fortsetzungen

### Klein Viola und die Tiere

Eine illustrierte Geschichte von Zarita Heupel-Pickerott

### Mode: Hellere Tage — hellere Farben

Rat an die Vollschanke

Auch der Strumpf wünscht pfleglich behandelt zu werden

### Lottchen hat Geburtstag

### Theater, Film und Varieté



# Die Gartenlaube



Berlin, 9. Februar

Begründet 1853

Nr. 6

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



## Überwältigende nationale Kundgebung

Seit den Tagen des Kriegausbruchs hat Berlin keine so gewaltige Demonstration für den nationalen Gedanken mehr gesehen wie den Fackelzug, der, Hindenburg und der neuen Regierung zu Ehren, viele Stunden lang durch die Wilhelmstraße zog

Aufn. Scherl





Novelle von Gertrud Busch \* Zeichnungen von Max Kellerer

Die Luft war schwer vom Duft des Gebratenen und Gefottenen wie an einem Kirmestag. Die Feuer flackerten lustig. Aber die Bauern sahen finster. Bitternis lag um ihre Lippen, die Lider verhängten halb die Augen, den Groll zu verhüllen, der gefährlich drin glosie. Der Weiber Augen waren tränenlos geworden in diesen Zeiten des Weinens — wieder fiel die Frucht härtester Arbeit in Sonnenbrand und Sturmeskälte in die Hände gieriger Söldner, denen der Bauer nichts war als eine Kuh, die man leermolt, freilich, ohne ihr Futter und Behausung zu gönnen.

Da das Brennholz zur Reige ging und das grüne zu arg qualmte, wurden schon hier und da Balken aus den Stallungen gerissen, Bänke und Tische aus den Wohnungen geschleppt, eilfertig zerhackt und die Glut damit genährt, womit man das letzte Vieh des Dorfes anderen zur Labe briet.

Der Führer der Kriegsschar war unzufrieden mit dem Dorf. Er hatte sicher mehr erwartet. Die Soldaten waren hungrig wie die Wölfe und beutelos schon seit Wochen; eine gesättigte Schar aber befehligte sich leichter und lachte zudem nicht mit Lob und Preis des Führers — eine Art Ruhm, die man dem in Schlachten gewonnenen um des geringeren Einfaches willen vorzog. Er drohte den Gemeindefürsten — es waren fast nur alte Leute da, das junge Volk und besonders die Weiber hatten sich geflüchtet, sobald der ausgestellte Späher das verabredete Zeichen gegeben — er drohte mit harter Pein und Brandlegung, wenn sie nicht das Versteck des restlichen Viehes und des Wertvollen preisgäben.

Die Alten ließen einen Blick über das aus vier Nordbränden mühsam auferstandene Dorf schweifen, wiesen auf das Vieh, das am Spieß bräunte, und auf die großen Kessel, aus denen der fette Brodem stieg, und knurrten, daß, wenn viermal Soldaten durchs Dorf gezogen, für die fünften nicht mehr so viel übrig sei, als man unter einen Fingernagel tragen könnte.

Der Anführer, sei es, daß er glaubte, doch noch etwas herauszupressen, sei es, um seinen Leuten für die entgangene Beute doch die Freude am Zerstören zu bieten, schenkte diesen Worten keinen Glauben. Schon schichteten sich Holzhaufen an den niedrigen Häusern, griffen eifrige Hände nach den Bränden, da tat einer

der Bauern den Mund auf und sagte, daß sie von diesem Feuer nichts hätten, als daß die Bewohner des Walddorfes aus ihrer Sicherheit geschreckt würden, deren sie sich, wohlgeborgen in ihrem Tal, schon seit Jahren erfreuten.

Wenn einem der Teufel am Hals sitzt, sucht man ihn auf jegliche Art, gute oder schlechte, loszuwerden, und wenn es auch nicht schön ist, ihn einem anderen zuzuhegen, der Vergleich ihrer nicht endenwollenden Bedrängnis mit der glücklichen Geborgenheit des anderen Dorfes ließ ihnen ihre Tat nur als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit erscheinen.

Es erfolgte eine kurze Beratung, deren erstes Ergebnis war, daß die Dörfler auf einen kleinen Fleck zusammengetrieben und allda scharf bewacht wurden, auf daß sie den Bedrohten keine Warnung schickten. Die Truppe aber hielt vorerst ihren Schmaus ab, etwas eilig freilich, um nicht zu spät zu kommen; dann wurde aufgepackt, was sich aufspaden ließ, angetreten, und die unwillkommenen Gäste verließen den Ort, verfolgt von den gedämpften, aber desto ingrimmigern Glühen der Anwohner.

Das Kriegsvolk, halbwegs gesättigt und ausgeruht, war guter Stimmung, die durch die Aussicht auf Beute noch erhöht wurde. Ein seit Jahren nicht gebrandschakter Ort war wohl im ganzen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nicht zu finden, seitdem dieses, schon ein Menschenalter lang, das Kampffeld Europas geworden. Manche von ihnen juckte es, ein frechfrohes Lied zu singen, wie sie es abends bei Trunk und Würfelspiel oder in den Armen einer wilden Lagerdirne zu tun pflegten, aber sie preßten doch die Lippen fest aufeinander, daß ihnen kein unzeitiger Laut entschlüpfte, der sie verrate. Wie ein Rudel deutiger Wölfe zogen sie durch den Wald, in dessen blauschattigen Tiefen die Sonne goldene Lichter stückte. Ihre an die scharfen Gerüche von Schweiß und Leder, Pulver und Brand gewöhnten Nüstern nahmen das frische Duften von Laub und Holz und heimlicher Blüte nicht wahr, mit allen Sinnen gierten sie bereits nach Habe, verängsteten Menschen abgepreßt, nach gutem Trunk und gutem Schmaus und frischem Weiberfleisch, nach Auftrumpfen und Herrenspielen.

Voran im Zuge schleppten sie den bäuerlichen Sprecher mit, daß er sie führe; denn die Dörfler ließen die großen Straßen verwachsen und hatten ihre eigenen, schwer findbaren Wege, um vor den Kriegshorden verborgen zu bleiben. Schon waren sie wieder am Fluchen, das ihnen so locker in der Kehle saß wie das Messer in der Scheide, da traten die Bäume auseinander und gaben den Blick auf behäbige Dächer frei.

Mit wildem Gejubil stürzte sich die Schar auf die Ortschaft — allein es antwortete ihnen weder das Geklaff der Hunde noch das Schreien der Weiber, eine Empfangsmusik, so geläufig ihren Ohren, daß sie unwillkürlich stugten bei ihrem Ausbleiben. Wie ausgestorben lag das Dorf. Kein Schornstein rauchte, kein Pumpenschwengel knarrte, keine Kette klirrte in den Ställen.

Die Soldaten traten die Türen ein und verloren sich in den Häusern. Hier und da lag schnell verlassenem Gerät umher, vielfach geflicktes Arbeitszeug. Die Herde waren noch warm, aber die Glut verlöschen, als habe man eilig Wasser darüber geschüttet. Die Ställe waren leer, die Scheunen bargen etliches Heu und Getreide, das eiligst zusammengerafft ward. Das Holz von Truhen und Schränken zersplitterte unter zornigen Sieben. Wände wurden beklopft und verdächtige Stellen aufgeschlagen, ob da ein heimlicher Schatz verborgen sei. Aber es fand sich nichts von Wert.

Die Enttäuschung war grenzenlos, und die Erbitterung wuchs von Minute zu Minute. Wäre nur wenigstens einer der Anwohner zu finden gewesen, daß sie ihren Zorn an ihm kühlen konnten! So hielt man sich an dem mitgenommenen Führer schadlos und ersparte ihm die Heimkehr. Man lagerte sich einst-





weilen zu längerer Rast und beschloß, das Gelände rings abzusuchen, um das Versteck der Bauern und ihres Viehes zu finden.

Während die Soldaten vom Mitgebrachten lebten, dazwischen ihrer Zerstörungswut freien Lauf ließen, die Würfel über das Trommelfell rollten, Geld von einer Tasche in die andere wechselte und die Abend Schatten sich lang und länger über das Land streckten, brach in dem Wald der einsame Schritt eines Weibes durch das Dickicht. Sie mußte schon lange und in Ängsten gelaufen sein, denn sie fiel saft mehr vorwärts, als daß sie ging, ihre Augen irrten gehezt, zwischen den halboffenen verdorrten Lippen stieß der Atem hart und abgerissen hervor, die Hände preßten ein Bündel gegen die Brust, aus dem das runde Gesicht eines kleinen Kindes hervorsah. Aber die Wange der Frau lief die Purpurspur einer Dornenranke, halb verdeckt von wehender Haarsträhne, das Kopftuch war ihr in den Nacken gerutscht, und es flimmerte goldig um ihr Haupt von gelöstem Haar, wenn ein verirrter Sonnenstrahl sie streifte.

Aus dem Morgenfrieden ihres kleinen Hauses hatte sie der kriegerische Lärm der nahenden Kaiserlichen geschreckt — oder waren es die Schweden? — für den Bauern gab es da, Gott sei's geklagt, keinen Unterschied, sie waren beide Feind und hausten grimmig wie die Wölfe. Entsetzt aus Kindheitstagen hatte sie jählings angesprungen — sie fühlte sich wieder klein und bebend hinterm Ofen hocken, angstgewürgt schauend, wie die bunten, waffenklirrenden Kerle in die Stube drangen, sich auf Risten und Kasten stürzten, einer das kleine Geschwisterchen aus der Wiege riß, grölhend in die Luft schleuderte und mit dem Speiß auffing, an dem es ein paar arme Zucker tat, wie sie die halbwüchsige Schwester aus ihrem Versteck rissen und die weinend um sich Schlagende auf den Boden streckten und über sie herfielen.

Alldies stand wieder graufig vor ihren Augen, so daß sie die kindliche Angst krampfhaft am Herzen spürte. Sie riß ihr Kind an sich, schlug es in ein großes Tuch, griff das Brot vom Tisch und floh durch den Baumgarten in den Wald hinein. Sie dachte nicht daran, ihre bescheidenen, ihr, ach, so teuren Schätze zu verbergen: das eigengewebte Linnen, den geringen Silberschmuck, das wenige Zinngerät, auch nicht die kleinen Vorräte an Speise und Trank — „Fort, fort, fort!“ brannte es ihr durch alle Adern. Und sie lief und lief, und immer schien es ihr, als folge der kriegerische Lärm. Sie wagte nicht stehenzubleiben, um zu lauschen, bis sie der Atem verließ. Da hörte sie nichts, als das harte Schlagen ihres Herzens. Der Blätter leises Rauschen verwob sich in die Stille, als sei es ihr zugehörig.

Die Frau keufzte auf und ging ruhiger, aber stetig weiter, doch immer in stiller Fluchtbereitschaft. Doch zeigte sich nichts Verdächtiges, nur das Rascheln eines Vogels hier und da im trockenen Laub machte sie zusammenfahren. Allmählich, wie die spärlichen Sonnenstrahlen immer schräger zwischen die Stämme fielen, fühlte sie ihre Sohlen brennen und die Knie weich werden. Die Einsamkeit fiel ihr bedrückend aufs Herz, die Bäume schienen in unheimlicher Eintönigkeit immer enger zusammenzurücken, als wollten sie ihr den Ausgang versperrern. Ein schmerzliches Verlangen nach häuslicher Geborgenheit ergriff sie, nach traulicher Herdflamme, dem frommen Schutz eines Daches, und wäre es das borkene einer armseligen Köhlerhütte.

Ein schmaler Wildpfad, der an einem Hang entlang führte, nahm sie auf. Er war weich von langem Gras, sie empfand es dankbar unter ihren müden Füßen. Talwärts verlor sich der Wald im Schattendunkel, der aufsteigende war noch von ungewissem Licht durchspielt, aber auch da schmolz rasch Nähe in Ferne ein — es nahte die Nacht. Schon glaubte die Flüchtige, wie ein Tier im Unterholz bergen zu müssen, als sie jäh ersticktes Hundegebell vernahm. Von diesem Laut, der ein Gefühl traulicher Geborgenheit hervorzauberte, wunderbar belebt, schritt sie sicherer aus, angespannt lauschend, vernahm undeutlich gedämpfte Stimmen, spähte hangauf, hangab und entdeckte plötzlich ein blaues Rauchschleierlein aus dem Gestein wehen. Da sie herantrat, fand sie sich vor einer Höhle. Ein Hund schoß auf sie zu, mit Senfen bewaffnete Gestalten zeigten sich.



„Wer da?“ kam's unwirsch aus dem Gestein.  
„Eine arme Mutter auf der Flucht vor dem Kriegsvolk —“  
Ein greulicher Fluch polterte gegen die Wände. „Bringst du sie uns auf die Spur, verdammtes Weibsbild!“  
„O nein, nein!“ beteuerte die Frau. „Den ganzen Tag irre ich schon im Wald, ohne ein menschliches Antlitz erblickt zu haben. Nehmt mich auf, ihr guten Leute, nur diese eine Nacht! Die Füße wollen mich nicht mehr tragen, meine Hände können das Kind kaum mehr halten!“

Drinnen wurde murmelnd beraten. Dann trat einer geduckt durch den niederen Eingang, packte die Wartende am Arm und zerzte sie in die Höhle an ein niedriges Feuer. Man leuchtete ihr mit einem Brand ins Gesicht.

„Ein Laternweib ist's nicht und auch keine vom Troß —“  
„Ich bin aus der Steinbacher Flur“, stieß die Frau hervor, „und ehrlicher Christenleute Kind wie ihr —“. Sie wankte, von der Ermattung überwältigt, und saß auf einem Stein nieder.

In der Tiefe der Höhle war Bewegung von Gestalten, Frauen- und Kinderaugen starrten neugierig und ungsäglich nach der Fremden. Die spürte es nicht. Sie hatte erleichterten Herzens erkannt, daß sie hier unter Bauern sei, flüchtig gleich ihr. Sie begann schon, sich ein wenig geborgen zu fühlen. Die Ruhe tat so wohl, und das niedrige Feuer heimelte an. Da das Kind sich zu rühren begann, gab sie ihm die Brust. Der Feuerschein sprang an ihr hoch und löste ihre Gestalt aus der Finsternis wie ein Heiligenbild aus dem Kirchendunkel — Maria auf der Flucht.

Aber den Bauern rührte der liebliche Anblick nicht fromm an den Sinn, sie sahen scheel nach dem Kinde. Die Stimmen der Beratenden wurden lauter, als sei ein Streit zwischen den Männern. Plötzlich trat einer von ihnen zu der Frau. Sie glaubte, es geschähe, um das Feuer zu löschen. „Ja“, sagte sie in einem stillen Zugehörigkeitsgefühl, „es ist gefährlich, der Rauch könnte uns verraten!“

Der Mann packte sie am Arm und riß die Erschrockene hoch. „Da da könnte uns verraten“, sprach er und wies auf das Kind. „Du hast lang genug geruht, geh weiter!“

Ungläubig starrte ihn die Frau an.  
„Hörst du schwer?“ schrie er. „Fort und hinaus mit dir!“  
„Hinaus?“ stammelte die Frau erschrocken. „Das kann doch dein Ernst nicht sein? Hinaus in die Nacht mit dem Kleinen!“

„Soll uns sein Geplär verraten?“  
„Es ist ja so still!“ bettelte die Frau. „Und ich will mich auch in den hintersten Winkel der Höhle setzen; ich will ihm den Mund zuhalten, wenn es schreit, und die Decke über sein Köpfchen ziehen. Keiner wird es hören!“

Doch sie ward mitleidslos vorwärtsgestoßen, stolperte und stürzte in die Knie. Die Weiber, zornig über den Verzug, drängten drohend heran.

„Barmherzigkeit!“ schrie die Frau zu ihnen auf. „Steht mir bei, ihr, die ihr Mütter seid, helft einer unglückseligen Mutter! Bei der Liebe, die ihr zu euern Kindern hegt, verstoßt mich nicht mit meinem hilflosen Kinde! Ich habe keinen Mann mehr, keinen Schützer — sie werden mein Kindlein morden, wenn sie uns finden, sie werden ihre wilde Lust an mir büßen, daß ich wie die Schwester elend dahinsiechen muß! Ich begehre kein Bröcklein



eures Borrates, keinen Trunk Wassers, ich werde euch nicht zur Last fallen, auf dem harten Boden will ich liegen, nur behaltet mich diese Nacht, diese eine Nacht!"

"Hinaus!" schrie es vielstimmig auf und hallte schauerlich von den Wänden. Von dem Lärm erschrak das Kind und begann hell laut zu weinen. Ein Wutgeheul antwortete ihm, eine Welle von Leibern stürzte sich auf die Frau, preßte sie durch den schmalen Eingang in die Schwärze der Nacht hinaus.

"Macht ihr Beine, daß sie sich weit genug entfernt!" rief eine Stimme, und knurrend kam der Hund gesprungen, trieb die von der geringen Ruhe nur Steifgewordene weiter, immer weiter in das Dunkel. Sein heißer Atem, seine funkelnden Augen verfolgten sie noch lange, nachdem er von ihr gelassen. Aber dann brach sie erschöpft nieder, trock, da das blasse Licht des Mondes die Dinge ein wenig schied, ins dichte Unterholz und bettete sich dort mit dem Kind zum Schlaf, der bleischwer über sie kam.

Sie erwachte, die Ohren voll Lärm, glaubte noch zu träumen. Aber da scholl es laut und wirklich: Schritte von Männern und Pferden, Geklirr von Waffen, prahlende Worte. Die Frau duckte sich tiefer in ihr Versteck, dichter widelte sie das Tuch um das Kleine, daß es nicht durch unzeitiges Schreien sie verrate.

Die Vorüberziehenden mußten guter Stimmung sein: Sie lachten und rebeten vergnügt. Mit einem Male fuhr es der Lauschenden heiß und kalt bis unter die Haare — aus dem Wortgeschwirr waren plötzlich einzelne Sätze deutlich vernehmbar geworden: Glaubte sich schlaun verborgen, das Bauerngefindel! Hätten besser auf ihren Hund achten sollen, daß er sich nicht herumtrieb! Zeigte uns fürtrefflich den Weg! Wehrte sich wie die Bestien, das Paa — und wie die Bestien haben wir sie ausgeräudert! — Etliche trieb's hinaus, sie liefen uns gerade in die Spiege hinein, da schluckten die andern lieber den Rauch — und dann gröhlte einer los, und die übrigen fielen ein:

Hüt dich, Bauer, ich komm!  
Mach dich bald davon!  
Hauptmann, gib uns Geld,  
Während wir im Feld!  
Mädel, komm heran,  
Füg dich zu der Rann', ja Rann' —"

Allmählich verloren sich die Schritte, der Gesang blieb ein wenig länger in der Luft hängen, aber auch er verwehte endlich, und es blieb nur das Säufeln der morgenwindbewegten Blätter. "Himmliſcher Vater!" stammelte das junge Weib mit blaffen Lippen, "himmliſcher Vater!" Immer nur dies eine Wort, alle Gebete waren aus ihrem erschrockenen Herzen geflüchtet, die Tränen rannen ihr heiß über die Wangen.

Nach Stunden erst wagte sie, ihr Versteck zu verlassen. Sie ging den Spuren der Soldaten nach und traf auf die Höhle, aus der man sie gestern so grausam vertrieben. Eine Wolke schwarzer Vögel stieg auf bei ihrem Nahen, zerteilte sich, hier und da setzte sich einer nieder, wegte den starken Schnabel und verlor den Plag der guten Beute nicht aus den Augen. In der Höhle hing noch heißig der Qualm, und es dunstete nach Blut. Obwohl es ihr fast den Atem benahm und Grauen sie droffelte, trat die Frau doch von einem zum anderen dieser ihres Menschentums fast schon Entkleideten, horchte, fühlte, ob nicht einem noch Hilfe gebiehe, suchte bis in den letzten Winkel — aber nirgends mehr glomm der leiseste Lebensfunke.

So verließ sie den schrecklichen Ort. Beim Eingang stolperte sie fast über den Leichnam des Hundes, der sie gestern so hart gejagt. Seine verzogenen Lefzen zeigten die spitzen, weißen Zähne, die Augenhöhlen klappten leer: die schwarzen Vögel waren schon zu Gast gewesen.

Nach einigem Umherirren fand die Frau zu dem verlassenem Dorf. Verlohlte Balken starren traurig in die Luft, brandgeschwärzte Mauern neigten sich. Hier und da stand auch ein Haus mit zerplitterten Türen, ausgebrochenen Fensterkreuzen. In einer Borratskammer fand sich Dörrobst, das die Soldaten verschmägt. Die Ausgehungerte fiel gierig darüber her.

Sie suchte sich einen Unterschlupf — bekannt mit den



Gepflogenheiten der Bauern, fand sie hier und da etwas verborgenes Gut, davon sie sich kümmerlich erhielt. Nach und nach fand sich auch etliches von dem Vieh wieder ein, das die Bauern in den Wald getrieben.

Als die Frau eines Tages Wasser vom Brunnen holte, saß da ein fremder Bursche und spülte sich den Staub vom Gesicht. Sie erschrak zuerst, der Menschen ungewöhnt, wie sie es in der Einsamkeit geworden. Aber der Fremde hatte ein gutes Gesicht und blanke Augen. Kam von weiterher gewandert. Fragte nach den Leuten des Dorfes. Die Frau bedeutete ihm, daß sie und ihr Kind die einzigen hier seien. Er schaute unglaublich.

"Ich will bei dir bleiben", sagte er.

Sie schaute ihn an, bot ihm die Hand. Wie sie die warme, lebendige Menschenhand in der ihren fühlte, traten ihr die

Tränen in die Augen. Sie teilte ihr kargliches Mahl mit ihm. Er ließ das Kind auf seinen Knien reiten und pfiff ihm ein Liedchen vor. Später bereitete sie dem Fremden ein Lager.

"Gute Nacht", sagte sie, "und eine gute Ruhe!" Sie ging nach der Kammer. Der Fremde rührte sich nicht von seinem Plage. "Du gehst nicht schlafen?" fragte sie. "Ist das Lager zu schlecht? Ich habe kein besseres."

Sie fühlte durch das Dämmern des Fremden Blick so wunderbar auf sich ruhen, daß ihr plötzlich eng ums Herz wurde. Sie versuchte weiterzugehen, aber der Fuß haftete schwer am Boden.

Der Gast schüttelte den Kopf. "Wenn ich nicht mit da hinein darf", sagte er mit verhaltener Stimme und wies auf die Kammer, "dann gehe ich lieber gleich."

Sie stand wie angewurzelt. Der Mann trat auf sie zu. "Du bist allein, und ich bin allein", sagte er. "Ich habe kräftige Arme und arbeitsfrohe Hände, und du bist ein wackeres Weib, das sieht man. Warum wollen wir nicht Mann und Frau sein und treulich zueinanderhalten? Ich bin keiner, der gern auf den Straßen liegt. Hof und Haus wäre mir schon recht, aber ich muß wissen, für wen ich schaffe. Und du kannst doch gut einen Gefährten und Helfer brauchen und das Kleine ein Brüderchen oder Schwesterchen!"

Bei diesen Worten zuckte die regungslos Stehende plötzlich auf. "Nein", sagte sie, "nein. Ich will nicht wieder mit dem Kind an der Brust in die Wildnis flüchten müssen, ich will keinen Buben haben, der dem Kalbfell nachläuft, und kein Mädchen für die Lüste der Söldner großziehen. Was nützt es, Kinder zu gebären, dieser mörderische Krieg frisst sie doch auf!"

"Der Krieg?" fragte der Mann zurück, "weißt du es nicht? Der Krieg ist aus."

"Aus?" schrie die Frau. "Was sagst du da! Aus, der Krieg aus — ist das möglich — ist das wahr!?"

"So wahr mir Gott helfe!" erwiderte ernst der Mann. "Sie haben sich endlich vertragen, die hohen Herren; alle Kirchenglocken haben's geläutet, gab manche freilich nur einen geborstenen Klang —"

"Der Krieg ist aus", wiederholte die Frau, "es werden keine Soldaten mehr kommen, keine Mordbrenner und Frauenschänder. Wir werden die Frucht unserer Äcker behalten dürfen und genießen, wir werden unser Haus bauen können ohne Sorge, daß es uns über dem Kopf angezündet werde, unsere Kinder dürfen sorglos auf den Fluren spielen, den Burschen wird keine Trommel mehr locken und das Mädchen nicht der freche Puz der Troßdirnen. Die Kirchen sind wieder heilig, und wir dürfen beten, ein jeder, wie es ihn Vater und Mutter gelehrt. Das Blut der Unschuldigen wird nicht mehr den Boden tränken, und wird keine Angst mehr sein. Ohne Bangen darf man sein Haupt zum Schlummer legen, ohne Furcht vor dem kommenden Tag —"

Die Frau hatte immer leidenschaftlicher gesprochen. Schluchzen erschütterte ihren Körper und raubte ihr endlich die Stimme. Sie schwankte und wäre umgesunken, hätte nicht der Fremde, rasch hinzuspringend, sie gehalten.

Sie klammerte sich an ihn wie ein schutzsuchendes Kind, und ihre immer heftiger fließenden Tränen troffen auf seine Brust. Er strich ihr ein wenig unbeholfen über das Haar und redete, was ihm just Tröstliches einfiel. Sie wurde stiller, und er trug sie fast auf ihr ärmliches Lager, wo sie bald einschlief, den Kopf auf seiner Brust.



# Flieger gefragt - Filmstars bevorzugt - Uniformen vernachlässigt!

Eine zeitgemäße Plauderei von Carl Bulke

Um mit einer Geschichte zu beginnen, die im vergangenen Jahr in Berliner Schauspielerkreisen erzählt wurde: Wir haben in Berlin mindestens zwei sehr berühmte Schauspieler. Der eine heißt Kortner, der andere heißt Werner Krauß. Kortner ist, wie gesagt, sehr berühmt, Krauß ist aber noch viel, viel berühmter. Wenn Kortner nach der Vorstellung durch den Seitenausgang das Theatergebäude verließ, war er es gewohnt, von Schuljungen umlagert zu werden, die ihm sein Postkartenphoto entgegenstreckten und ihn um seine Namensunterschrift baten. Diese Bitte erfüllte er natürlich. Bis ihm eines Abends auffiel, daß unter den vielen Jungen einer war, der immer wiederkam. „Junge, ich glaube, nun bist du schon zum sechstenmal hier. Was machst du bloß mit den vielen Postkarten?“ „Ja, Herr Kortner, das ist so: Für neun Kortnerkarten kriege ich schon einen Berner Krauß.“



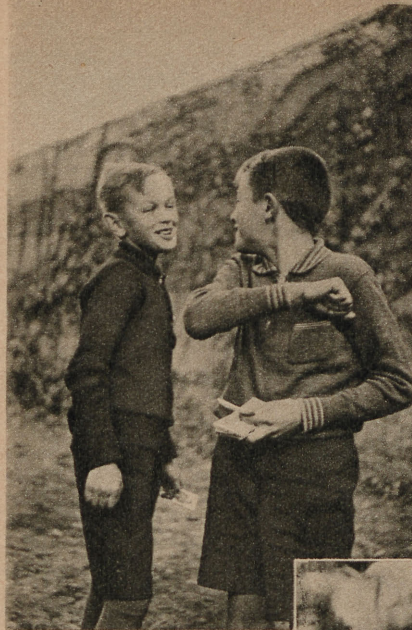
Hausse an der Bilderbörse. Die Schulpause ist leider viel zu kurz — hoffentlich klingelt's nicht so bald!

Die Kinder von heute, Mädchen und Jungen, vom ersten Schuljahr an bis hinauf zum fünfzehnten Jahr, das steht fest, sind von leidenschaftlichem Sammeleifer befallen. Soll das aus erzieherischen Gründen behindert werden? Feste Antwort: Nein. Denn Sammeln ist ein Urtrieb des Menschenkinde. Kinder haben sich sicherlich schon mit Sammeln beschäftigt, seit es Kinder überhaupt gibt: Steinchen, Muscheln, so mag es begonnen haben. Dann Spielzeuge, Puppen, Geräte in Miniaturformat, kleine Nachbildungen von Gebrauchsdingen in Lehm und in Ton. Die Museen sind voll davon. Kinder sind die ersten Lehrmeister des Sammelns überhaupt gewesen als die Entdecker der Freude am Nebensächlichen. Ich habe gar keinen Zweifel, daß die Erwachsenen den Sammeltrieb erst von ihren Kindern übernommen haben. Man denke an das Briefmarkensammeln. Es wäre ein dickes Buch zur Psychologie des kindlichen Sammeleifers zu schreiben. Doch dicke Bücher sind genau so wie dicke Menschen. Man soll nicht dick sein.

Der Chronist unserer Zeit — und ein solcher Chronist ist jeder Vater und jede Mutter schlechthin — darf feststellen, daß der Sammeleifer der heutigen Kinder auffallenden Wandlungen unterworfen war. Das Briefmarkensammeln hat restlos aufgehört. Früher, damals als die Väter der heutigen Jungen noch Knaben waren, waren es, jedenfalls was Ausdauer, Beutegier, kaufmännischen Instinkt anlangte, lediglich die Knaben, die Sammlungen anlegten. Nämlich außer den Briefmarken gepreßte Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge. Das hat auch längst aufgehört, ist von den Knaben neidlos an den

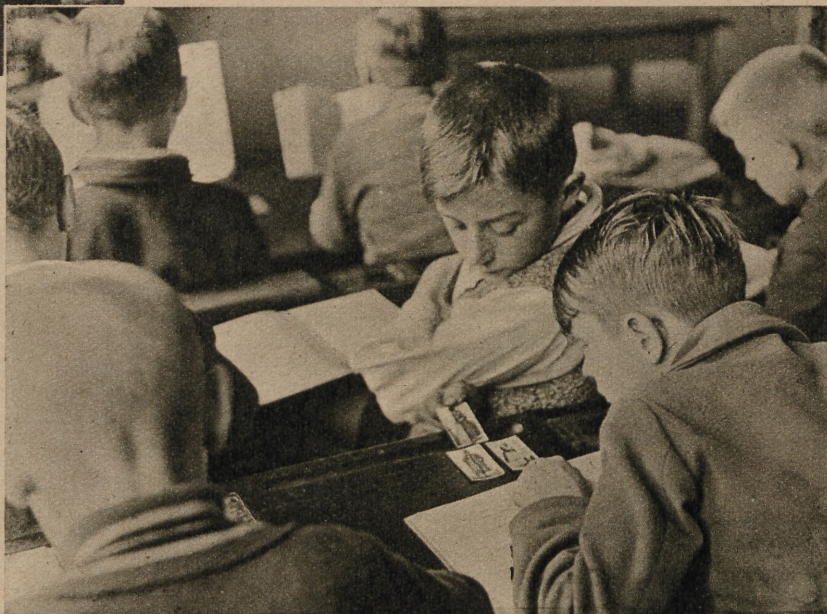
Nur von oben kann man einen Einblick in das geheimnisvolle Treiben gewinnen





„Mensch, du hast wohl 'nen Vogel: Für einen dreckigen Flieger willst du drei Filmstars? Dir piept's wohl?“

Sogar während der Schulstunden blüht der Tauschhandel



ein buntes Bildchen bei, das zu einer Serie gehörte. Besonders beliebt waren die Serien von Flaggen, Autos, Flugzeugen, Trachten und Soldatenbilder. Die Serie der Olympiade 1924 war berühmt. Soweit ich das übersehen kann, ist heute der Sammeleifer der Knaben, wenigstens in der Großstadt, außerordentlich gering geworden. Den Großstadtjungen locken andere Dinge: Technik. Um es ganz ernst zu sagen: Vom zehnten Lebensjahr an die Politik. Um es ganz ernst zu sagen: Das Erstaunen über die Erwachsenen und ihre Vergrämtheit. Ich hörte einen Jungen zu seinem Kameraden sagen: „Sie beschäftigen sich bloß damit, daß etwas geschieht. Es muß etwas geschehen, sie wissen bloß nicht was.“

Aber die Mädchen, die Mädchen sind ganz anders. Unbedenklich glücklicher, weil sie unbekümmert sind. Unbedenklich auch klüger, denn es lohnt sich nicht recht, kritisch zu überdenken, was die Erwachsenen beschäftigt. Sie haben im Lauf der letzten Jahre zunächst die Bildchen aus den Zigarettenpackungen gesammelt. Wie sich das gehört, mit Besessenheit, bis ein Album nach dem anderen voll war. Väter, Onkels, Freunde des Vaters, zufällige Bekannte, denen es vorher im Traum nicht einfiel, Zigaretten zu kaufen, bis hinab zum Postboten, halfen bei diesem Sammeln mit, waren eingestellt in diesen Dienst am Kinde. Es war sogar ein sozialer Ausgleich dabei: Die kleine Tochter des Portiers war nicht schlecht stolz darauf, daß ihre Sammlungen vollständiger waren als jene der kleinen Tochter des Herrn Oberbürgermeisters oben im vierten Stock. Sammlungen von Bildchen, ganz gleich, was sie darstellten: Fische, Tiere, Haustiere oder Zootiere, Pflanzen, Meerestiere, Landschaften, alles in Serien. Diese Dinge waren Schätze. Ich stehe vor einem Hydranten, darauf ist in Gußeisen ein Wappen abgebildet, nämlich eine Art Haus zwischen zwei Türmen, ich kenne es nicht. Die kleine Tochter sagt: „Das ist das Wappen von Charlottenburg.“ „Woher weißt du das?“ „Von einem Bildchen zu Hause.“

Bis die Zigarettenfirmen eines Tages kurz entschlossen alle zusammen eine Dummheit machten: Sie brachten Kinobilder, alle die Stars dieser auf die reine Beglückung der Menschheit eingestellten Industrie. Kinobilder in kleinstem Format. Das lehnten diese sammelnden Mädchenkinder nach und nach einmütig ab.

Vielleicht waren ihnen die Bildchen zu winzig, oder die Ausführung gefiel ihnen nicht, oder dem persönlichen Geschmack der Mädchen war nicht genug Rechnung getragen: Immerhin, die Idee war gut gewesen. Und nun begann das Sammeln der Postkartenbilder, wohlverstanden: jedes Postkartenbild mit der eigenhändigen Unterschrift des Dargestellten. Die Berühmten weigerten sich nicht, sie waren beglückt, eine Diva so beglückt wie die andere, diese schönen Frauen, die im Kern genau so sind wie diese Mädchenkinder, auch nämlich kindlich, — sie nahmen diese kleinen Bitten als eine neue und liebens-

würdige Form der Guldigung. Es ist heute so: Ein Kinostar, der vier Wochen lang diesen Bitten um Unterschriften nicht entsprechen würde, hätte sofort leere Häuser.

Wie das gemacht wird, dies Sammeln von Unterschriften? Nicht umsonst sind neben jeder Schule Papierläden. Das bißchen Geld für die Karten weiß sich jedes Kind zu erschnitzeln. Es spricht sich herum, von einer Klasse zur anderen, von einer Schule zur anderen, von dem älteren Schulkind zum jüngeren, wo die Lieblinge ihrer Kinderphantasie wohnen, wie man es anzustellen hat, um die Unterschriften zu erhalten. Begleitbriefe sind nicht erforderlich. Bei

Grete Mosheim muß man

die Bilder abgeben und nach drei Tagen wiederkommen, so wird an der Tür gesagt und der Name notiert. Käthe von Nagy ist am Nachmittag persönlich zu sprechen. Bei Olga Tschekowa empfängt die Privatsekretärin. Die Mädchenkinder erscheinen regelmäßig zu vier oder fünf gleichzeitig. Jedes legt immer gleich mehrere Karten vor. In den Schulpausen, auf dem Heimgang von der Schule blüht das Tauschgeschäft. Eine richtige Sammlung ist erst da, wenn ein Mädchen mindestens fünfzig solcher Autogrammkarten sein eigen nennt.

Der Kunsthandel weiß davon zu erzählen, daß ein von einem großen Meister gemaltes Frauenbildnis einen doppelt so hohen Kurswert besitzt als ein gleich gutes von dem gleichen Meister gemaltes Männerbild. Diese Mädchenkinder sammeln viel lieber die Bildnisse von weiblichen Stars. Bei uns ist Trumpf Lilian Harven.

„Anneliese war auf dem Bahnhof, Papi, als sie gestern abreiste nach Amerika. Sie sollte noch was sagen, auf eine Wachsplatte. Aber sie hat nichts sagen können, sie hat doch wegen des Abschieds von Berlin so fürchterlich weinen müssen. Und alle anwesenden Kinder haben auch geweint.“

Lotte hat heute Glück: zwei Bildchen u. eine Stickerei!

Aufnahmen: Schrammen (Mauritius)





# Die vom Gernsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Pauline kannte die Arbeitszeiten des Remigius und die Minute, da er zu Tisch in die Gasthausküche ging. Plötzlich stand sie immer da. Mit einer kurzen, herrischen Handbewegung hieß sie ihn stillstehen. Immer kehrte sie zuerst die Meisters-tochter heraus. Erst allmählich wandelte sie sich. Und war auf einmal eine arme, hilflose, liebehungrige Frau!

Eines Abends im Schatten der Kapelle: Wer wußte, was ihr über die Leber gelaufen war? Vielleicht hatte sie gesehen, daß am Nachmittag, von Frau Rosa geschickt, Regine bei ihm im Stall gewesen? Kurz: Sie war wie ein überkochender Kessel. Mit bebender Stimme flüsterte sie: „Ich muß zu einem Ziel kommen, du! Ich kann nicht mehr warten und warten! Du bist ja nicht dumm und taub — mußt ja fühlen, wie es einem zumute sein kann!“

Die Finger hatte sie in seinen Rock gekrallt. „Du mußt es einmal wissen, was ich von dir will. Ich bin nicht so blödt! Ich weiß schon, daß einer eine wie mich nicht sein ganzes Leben lang um sich haben und ansehen mag. Es heiratet einer nicht eine Vogelscheuche oder eine Brenneßel. Aber man wäre vielleicht auch anders, wenn man es hätte wie die, nach denen die Männer Stiefelaugen machen. Und ist denn eine wie ich ganz wie die Pest? Fühl doch! Ich habe runde Arme, wie andere auch, und einen geraden Körper. Und — und ich möchte wissen, wie Liebe tut. Das ist es, Remigi — ich möchte etwas haben, woran ich denken kann, etwas, was einem sagt, daß man jung gewesen ist!“ Dann hatte sie die Arme um seinen Hals gewunden. Er hatte sich nicht gewehrt, wie in Bann geschlagen von Staunen und Verwirrung und Mitleid. Die Pauline aber war weggelaufen, wie plötzlich einsehend, daß sie zu weit gegangen war . . .

Das waren Dinge! Das gab einem zu spinnen! Mit schwerem, wirrem Kopf trottete der Knecht hinterm Meister her.

Aber das war nur ein Tag gewesen. Und solcher Tage kamen viele. Remigi wunderte sich, wie alles enden würde. Er kannte die Pauline. Mit einer fast kindischen Angst wartete er auf ihren nächsten Ansturm. Vielleicht war auch ein winziges Korn Neugier dabei. Und inzwischen suchte er weiter mit sich ins Klare zu kommen. Hätte er die Pauline zurückstoßen sollen? Sie war Zumbachs Tochter, er nur der Knecht! Wie mochte Zumbach über sie denken? War sie ihm leid? Oder empfand er manchmal auch das sonderbare Erbarmen, das ihm selber durch die Seele lief? Zuweilen hatte sie ja auch Zumbachs Art, sein kurzes, meisterhaftes Wesen. Vor dem er sich duckte, er mochte wollen oder nicht! Und wiederum manchmal — er konnte es nicht leugnen — ließ ihr Girren ihn nicht kalt, erwachte der Mann in ihm und spürte er in den Händen, mit denen er sie berührt hatte, ein seltsames prickeln. Gleich darauf erschraf er jeweilen vor sich selbst. Und wenn Zumbach oder Regine ihm begegneten, vermochte er nicht, ihnen in die Augen zu sehen . . .

All das gehörte zu dem heimlichen Wesen, zu dem Rinnen und Spinnen im Pafßhaus, von dem das Amfeli nichts ahnte. Den ganzen Sommer rann und spann das so hin, den lärm- und tumultreichen Sommer, währenddes, trotz aller Weltkrise, häufig Gäste ins Heu geschickt werden mußten, weil jede Stube mit Übernächtlern besetzt war; den Sommer der Unterrichtsstunden, in denen Zumbach Anselma ihr bißchen Bildung beibrachte, und der häufigen Fahrten des Salrates nach Mühringen, von denen er wortkarg und gedankenbeschwert heimzukommen pflegte. In Mühringen blieben die Gasthöfe leer. Die gewohnten Sommerfrischler blieben aus. Alles schimpfte. Alles machte Zumbach verantwortlich. Einen Augenblick lenkte ein Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm ab und erregte die Gemüter. Ein Mädchen, von einem Manne vergewaltigt, hatte mit dessen Hilfe sich selbst befreit. Sie wurde vom Gericht zu einer emp-

findlichen Freiheitsstrafe verurteilt, obgleich sie mehr Opfer als Sünderin war. In Verbindung mit diesem Vorfall äußerte Crispin sich öffentlich, er würde ihr als Arzt seine Hilfe haben angedeihen lassen; denn ihm scheine ihre Verfehlung klein, verglichen mit dem Verbrechen, das an ihr verübt worden sei, und angesichts der Tatsache, daß ein durch ein Verbrechen zur Welt gebrachter Mensch um seines ihm lebenslang anhaftenden Makels willen wohl vor diesem dürfe behütet werden. Das war Wasser auf die Mühle der Gegner Zumbachs. Die Geistlichkeit geriet in Aufruhr und wies die Aussage Crispins als aus dem Mund eines Arztes unheilvoll zurück. Zugleich aber legten persönliche Reider dem Vater zu Lasten, was der Sohn verschuldet. Sie nannten die beiden Zumbachs Phantasten, die mit ihren über die Zeit hinausgehenden Ansichten nichts als Unheil stifteten. Zumbach selbst zürnte dem Sohn nicht. Er wußte, daß Menschenliebe allein ihn leitete. Aber er erkannte nur zu gut, daß ein Neues sich gegen ihn selbst gewandt hatte und der von ihm erstrebte und erwartete politische Einfluß nicht nur ausblieb, sondern daß, um seiner Amtstätigkeit willen, vielleicht alle bisherigen Lebenserfolge in Frage gestellt würden . . .

Als der heiße Sommer bis an die Gletscher hinauf glühte, erlebte in einer Alphütte Pauline Zumbach die Entscheidung, nach der ihr ganzes Wesen gehungert hatte. Alle Armut und Einsamkeit ihrer Seele waren zuletzt in einem einzigen Willen und Streben aufgeflammt. Da hatte Zumbach eines Tages Remigi beauftragt, an einer Alphütte Dachausbesserungen vorzunehmen. Vom Tagwerk ausruhend, saß dieser auf einer Holzbank vor der Hütte, als die Sterne schon am nachtblauen Himmel standen und Blumen glichen, die im Säuseln des Bergwinds zitterten. Er hatte seine Pfeife angezündet und versuchte, sich an ihr wie sonst zu freuen. Aber er kam damit nicht zustande. Er war auch hier wie einer, der auf der Flucht ist und nicht weiß, wann er von den Verfolgern wieder aufgejagt wird. Er bohrte den Blick in den nahen Wald, aus dem der Weg zur Hütte herausbrach. Die Brust war ihm zugeschnürt. Und er brauchte nicht lange zu warten.

Plötzlich stand die Pauline am Waldsaum. Und nach ein paar Sekunden hatte sie ihn erreicht. „Da bin ich!“ sagte sie.

Er schwieg; dachte, davonzulaufen.

Da fuhr sie mit einer Stimme, aus der er das Klopfen ihres Herzens hörte, fort: „Du weißt, daß du mir nicht auskommst!“ War der bisher kühle Nachwind auf einmal heiß wie Föhn? Wie mit Glut übergossen, stand das Mädchen da. Er hatte keine Kraft, keinen Willen. Sie tat ihm leid. Dann wieder hätte er ihr ins Gesicht schlagen mögen.

Sie nahm seine Hand. Sie zog ihn in die Hütte. Er war wie ein hilfloser Bär, den man an einer Kette reißt.

Am folgenden Morgen kehrte Pauline zum Gernsenbergshaus zurück. Zumbach war nicht da. Frau Rosa hatte ihre Abwesenheit nicht einmal bemerkt: die Tochter ging jeden Tag und jede Stunde ihren eigenen Weg. Pauline gab sich aber auch keine Mühe, irgend etwas zu verbergen. Sie hatte sich ihr Recht genommen. Endlich! Mit vollem Bewußtsein! Und sie war bereit, dafür einzustehen.

Der Morgenwind färbte ihr das bleiche Gesicht. Ihre Gestalt streckte sich in einer eigentümlichen Satttheit und Leichtigkeit, als käme sie von der Besteigung eines noch nie bezwungenen Gipfels. Nicht erniedrigt oder enttäuscht war sie, sondern fast stolz. Zwischen ihr und dem, den sie sich mit fast männlicher Willensgewalt erzwungen, lief noch ein Band. Sie fühlte das. Und von heute an würde sie den Remigi Klein nicht mehr umwerben müssen. Von heute an war er ihr verfallen!

Regine trat, einen Milcheimer in Händen, aus dem Haus, als



Pauline auf die Tür zuschritt. Frisch gewaschen und gestimmt, eine Freude zu sehen war Regine, auch sie morgendlich, aber heiter und lauter und schön.

Aber die andere schlug die Augen nicht nieder, während Regine sie, sichtlich erstaunt und dann wie zornig, ansah.

„Guten Tag!“ grüßte sie mit lauter Sicherheit. „Bist auch schon aufgestanden?“

„Ja“, gab Regine fast kleinlaut zurück. Wo war die Meisters-tochter gewesen? Und ohne Zusammenhänge und Wirklichkeiten völlig zu erraten, wußte sie, daß, wenn in wenigen Wochen die Paßhaustüren sich wieder für den Winter schließen würden, kein Sommer mehr sie wieder für sie, Regine, aufstäte.

\* \* \*

Aufs neue brausten die Herbststürme über das Paßhaus. Schwerer Schnee verrammelte vorzeitig die Straße. Die Zumbachs warteten. Vielleicht kam noch ein Nachsommer? Aber das Wetter blieb schlecht und die Straße leer. Kaum, daß noch dann und wann ein Handwerksbursche im Hospiz um Obdach bat.

„Morgen Umzug!“ befahl Peter Zumbach.

Am folgenden Morgen fuhren sie alle wieder ab, Familie und Dienstboten. Es schneite, oft nur in einzelnen verträumt und irr tanzenden Flocken, dann wieder in prasselnden Schauern, die der Wind über den Platz segte.

Remigi stand und schaute ins Nebelgrau, in dem eben die Fuhrwerke verschwunden waren. Noch konnte er Räderrollen vernehmen. Dann schwieg auch das. Aber Remigi stand wie angenagelt und merkte nicht, wie der Wind ihm Schnee ins Gesicht warf und einzelne Flocken sich in sein rotes Borstenhaar nisteten. Aus seinem Innern waren die Weggefahrenen noch nicht abgereist. Da blieben sie noch, der nachdenkliche und sichtlich von Sorgen beschwerte Zumbach, die resolute Meisterin und das merkwürdige Fundstück, das Anseli, das, niemand zuleid, nur manchem plötzlich freundlich ins Auge fallend, gleich einer kleinen Gentiane den Sommer durchblüht hatte. Aber sie hatten nicht zu lange in seinem Sinn, auch nicht die Köchin oder die Magd Meie, die im letzten Einspänner untergebracht gewesen. Er sah die Pauline auf ihrem Kutschbock, wie sie mit den festen Armen das Leitseil hielt, die etwas rundlicher gewordene Gestalt eins mit dem Kutschbock, den Kopf hochmütig in den Rücken gebogen, als müsse sie sich gegen Mißachtung wehren. Sie hatte rechtzeitig und gründlich von ihm Abschied genommen und bei der Abfahrt vor den Augen der andern kein Besen mehr gemacht. Aber sie ließ ihm den heißen Wind zurück, um dessentwillen er die Bisse des Wintersturms nicht merkte. Da fuhr sie hin! Aus ihm hatte sie einen Ofen gemacht, in dem sie nach Belieben Feuer anzünden konnte, der glühen mußte, wie sie es wollte, und jetzt noch nicht kalt war, obgleich die Schürerin nun für lange Zeit fehlte.

Remigi hatte dann doch aufgeatmet, als ihr Fuhrwerk sich aus seinem Gesicht verloren hatte. So war es jetzt mit ihm, er glühte und fror abwechselnd, und manchmal fühlte er in seinem Innern so etwas wie einen harten Stein. Den vermochte er nicht wegzuseufen. Das war die Erinnerung an die Blonde, Saubere, die Regine, die auch weggefahren war. Er hätte sich selbst schütteln mögen: Erwache doch, du! Tut es dir so leid am die Regine? Oder bist du dessen am Ende gar nicht mehr sicher? Und wünschst die andere ebenso zurück? Ein Hanswurst bist du, Remigi Klein, den die Weiber nach Belieben tanzen lassen können! Wenn Zumbach es wüßte, Zumbach, der das Herz ohnehin voller Last hat, dem vielleicht ein großes Unrecht droht, an dem er, Remigi, hängt, als ob er mit ihm Blut getrunken, und den er doch schandhaft hintergeht!

Remigi torfelt. Es wirft ihn, wie einen Betrunknen, vom einen Bein aufs andere. Dann nimmt er sich zusammen; es ist, als suche er seine einzelnen Gliedmaßen zusammen. Und langsam gebigt er sich an sein Tagwerk. Als er ins Knechtshaus tritt, grüßt ihn zum erstenmal wieder ein wohlbekanntes Gespenst an: die Wintereinsamkeit. —

In Mähringen vollzieht sich die Ankunft der Zumbachs. Mit Koffern und Kisten werden sie alle wieder eingehaßt.

Nur Regine Aschbach hat dem Zumbachschen Ehepaar die Hand gegeben und zum Anseli mit Tränen in den Augen jäh sich niederbeugt, mit Pauline aber weder Wort noch Blick gewechselt. Auch um sie ist nun Leere, da sie sich auf den Heimweg macht. Sie weiß nicht, wie sie durchs Dorf und auf den steilen Weg zur Lauifluth kommt. Sie muß stark an den Remigi

denken, so heftig an ihn denken, daß sie manchmal, arm an Atem, stehenbleibt und den Blick ins ferne Gebirg richtet. Was für ein Leben wird er wieder haben! Fast unmenschlich ist es, so in der Gottverlassenheit zu sitzen! Aber auch sonst — wird er nicht der Glückliche sein! Sie fühlt es, obgleich sie nicht weiß, wie weit die Pauline ihn gebracht! Ein Klog, ein Bloß ist er und doch ein Weidenrutenzweig, ein armer, verbogener! — Und sie selbst? Sie hat nichts mehr zu sagen, nichts mit allem mehr zu tun. Sie ist wie das Wattebäuschchen, das ein Kind in die Luft gepustet hat!

Langsam, mit Knien, die gar nicht mehr jung und gelenkig sind, steigt die Regine bergauf. Zuweilen zucken ihr die Lippen. Und wieder manchmal hängt etwas Oligriges an den Lidern. —

In einem Ding war dieses Jahr die Heimkehr der Zumbachs ins Winterhaus anders als früher. Sie kamen nicht mehr in eine stille Wohnstatt. Ein Getrampe, ein Auf und Ab ging tagsüber auf der Stiege bis vor Crispins Wohnung im zweiten Stock. Aus allen Himmelsrichtungen kamen die Hilfesuchenden. Selbst aus entlegenen Orten, aus fremden Städten reisten sie her. Crispin hatte davon nicht geschrieben.

„Hast du ein Heil- und Hegenmeistermittel erfunden?“ fragte Zumbach den Sohn.

Crispin wandte ihm das bleiche Gesicht zu. Mit stechendem Schwarz umgab es das Haar, aber der Blick ging ganz nach innen. „Sie kommen vielleicht mehr zum Menschen als zum Doktor“, sagte er.

„Du mußt ja ein schweres Geld verdienen?“

„Ich habe gerade, was ich brauche.“

Zumbach drang nicht weiter in ihn. Aber in den nächsten Wochen hörte er aus der und jener Mitteilung, aus einem Wirtschaftschwaß, einer Bemerkung, die im Talrat über Crispin fiel, bestätigt: Mehr die Menschenliebe als die Kunst suchten Crispins Kunden bei ihm! Seltsame Dinge verlauteten nach und nach über ihn. Er ließ die Wohlhabenden bezahlen, aber Dugende von Armen behandelte er ohne jedes Entgelt. Man munkelte, er übe tätigen Sozialismus und besuche auch eifrig und regelmäßig die sozialistischen Parteiversammlungen, trete für rücksichtslosen Kampf gegen das Kapital ein und gebe mit vollen Händen den Bedürftigen wieder hin, was er den Reichen abgenommen. Aber es hieß auch, er kümmerge sich in seiner Hilfsbereitschaft nicht um Gesetz und Überlieferung, übe Freiheit, die wohl Forderung seiner Partei, aber noch nicht erlaubt sei, habe sich unterfangen, einem rettungslos kranken Manne von untragbaren Schmerzen zum erlösenden Tod zu helfen.

Zumbach trat bei ihm ein. „Ich höre Sonderbares. Ich weiß, daß Gerücht noch lange nicht Wahrheit zu sein braucht. Aber vielleicht solltest du doch vorsichtiger sein?“

„Es ist für uns beide Zeit geworden, miteinander zu reden“, antwortete Crispin.

„Wir sind Widersacher geworden“, fuhr Zumbach fort. „Ich sammle Ersparnisse. Du wirfst sie fort. Aber das ist das kleinere Übel. Nicht der Parteimann kümmerge mich. Es scheint mir, als ob der Berufsmann übers Ziel hinauschieße.“

„Mag sein“, gab Crispin still zu.

„Vielleicht bist du so bald Arzt gewesen.“

„Geradeso, wie du vielleicht bald Gensenbergwirt gewesen bist, Vater!“

Zumbach zuckte zusammen. Hier sprach einer aus, was er sich selbst noch nicht völlig gestanden. „Was weißt du?“ fragte er.

„Nur, was in unserer Partei gesprochen wird“, erwiderte Crispin. „Der Talrat Zumbach hat die Talschaft in Schulden gebracht. Weil man ihn dafür nicht behaften kann, muß der Gensenbergwirt büßen. Zu viele andere sind lüstern nach der Pacht.“

Zumbach stand wie betäubt. Er hatte vom Sohn sprechen wollen. Nun riß ihm der jäh das Innerste auf. „Vater und Großvater haben da oben gegessen“, murmelte er. „Ich habe das Haus nicht schlechter geführt als sie.“

„Aber du hast über sein Dach hinausgeschaut. Gerade wie ich nicht in Grenzen bleiben kann, die zu eng gesteckt sind.“

Zumbach horchte, schaute Crispin in die Augen, dachte nach über das, was er sagte.

Der fuhr fort: „Ein jeder geht seinen Weg, bis er ans Ziel oder Hindernis kommt. Vielleicht muß er dann umlernen.“

„Mir scheint, ich bin auf einmal auch dein Patient“, sagte Zumbach.



„Ich weiß keine Medizin für deine Schwierigkeiten“, antwortete Crispin.

„Aber ich weiß jetzt, warum die Leute zu dir laufen.“

„Run?“

„Weil du erkennst, wo zu tiefst das Übel steckt.“

„Diagnose, meinst du!“ lächelte Crispin. Ihre Blicke haften noch immer ineinander.

„Das ist es nicht allein“, wehrte Zumbach ab.

„Was weiter?“

„Es wird einem so zumute, wie wenn der, der das Übel nennt, auch bereit sei, es mitzutragen.“

Crispin wandte sich ab. Sentimentalitäten gab es nicht zwischen ihnen. Er hantierte mit Flaschen und Schächtelchen, als sei das Gespräch zu Ende. Nach einer Weile erst setzte er hinzu: „Das mit dem Gemsenberg muß sich ja bald entscheiden. Martens meint, Ründigung oder Pacht-erneuerung stehe nächsten zur Beratung und Entscheidung.“

„In ein paar Wochen“, bestätigte Zumbach. —

Diese paar Wochen vergingen. Zumbach war schweigsam. Sonst merkte man ihm nicht an, wie er sich sorgte. Frau Rosa war das Fragen nicht gewöhnt, Pauline hatte mit sich selbst zu tun, und Crispin wartete auf das, was sich ereignen würde. Nur das Amfeli stand manchmal zwischen Zumbachs Knien, hob das Gesicht und fragte: „Warum bist du so traurig, Vater?“

Er erwiderte: „Es ist nicht alles lustig in der Welt.“

Einmal, als sie ganz allein waren, drängte sich Anselma an ihn. „Ich bin doch da“, sagte sie, in ihrer Einfalt nicht begreifend, daß da dem Zumbachvater noch etwas fehlen könnte.

Und diese Einfalt rührte ihn, wärmte ihn. Ein Teil seiner Sorge fiel ab. Er bog den Kopf, bis seine Wange die des Kindes streifte. Er küßte es nicht, fühlte nur die feine Haut. Und wie die kleine Hand in der seinen ein wenig zuckte. Da war ihm, als wisse Anselma einen Weg, als brauche er eigentlich nur die Augen zu schließen und sich von diesem seltsamen Findling führen zu lassen. Das war wie eine Schwäche, die ganz flüchtig über ihn kam, und ließ doch nachher das Gefühl eines leisen Behagens in ihm zurück. —

Wenige Tage nachher stand Pauline im Zimmer des Bruders. Seine Sprechstunde war zu Ende. Er schickte sich eben an, seine Abendbesuche zu machen.

Draußen spannte Nebel. Grau, langweilig, wie zu faul zum Erlöschen, schaute der Tag ins Fenster.

„Kann ich dich sprechen?“ fragte Pauline.

Crispin war erstaunt. Die Schwester und er gingen sonst fremd aneinander vorbei. Sie waren viel zu verschieden, als daß sie einander verstanden hätten. Selbst die Tatsache, daß sie ein Gespräch mit ihm begann, setzte ihn in Verwunderung.

Sie kam aus der Küche, wo sie gebügelt hatte, eine grobe, steife Hauschürze vorgebunden, das Haar unordentlich, das Gesicht bleich und mürrisch.

Dennoch hatte Crispin ein nicht ganz gutes Gewissen. Welch ein ausgefallener Mensch diese Schwester war! dachte er und schalt sich, daß er sich eigentlich wenig um sie gekümmert. In ihrer Unscheinbarkeit und Verdrossenheit tat sie ihm leid. Alles fehlte ihr, was junge Mädchen liebenswert machte! „Setz dich!“ lud er sie ein und fügte mit gütiger Stimme hinzu: „Das ist ja etwas ganz Neues, daß wir einmal allein miteinander reden.“

Sein Ton traf sie. So sprach er wohl mit seinen Kranken! Dann begegnete sie seinen kurzschichtigen Augen, und es war ihr, als schaue nicht der Bruder und ihr manchmal ärgerliche Sonderling, sondern ein ganz Fremder, viel Älterer, Wissender sie an.



Meersburg am Bodensee

Zeichnung von Prof. Hermann Gradl

Sie wappnete sich, um nicht weich zu werden, und preßte die Oberlippe, auf der leiglich schwarze Härlein keimten, so ein, daß ein kleines herbes Tal entstand. Dann faltete sie die Schürze in einen scharfen Zipfel empor und stieß ein paar zornige Worte heraus: „Halte dich am Stuhl!“

Er betrachtete sie schärfer; der Arzt sah natürlich gleich, wie es um sie stand.

„Wer ist es?“ fragte er dann still, wie vorher.

„Remigi . . . der Knecht“, fügte sie hinzu, und ihr Kopf zuckte ein wenig zurück. Sie verbarg nicht, wie sie sich selbst dabei verachtete.

Er schüttelte den Kopf, mehr über die Wirrwege des Schicksals als ihre Entgleisung erstaunt.

Plötzlich schlang sie die Hände über ihrem Schoß zusammen. „Denk nicht, ich sei eine dumme Angeführte! Ich habe alles gewußt und gewollt. Ich habe mir genommen, was andern geschenkt wird. Der Wille kann viel über einen Mann!“

„Er sah sonst die Regine gern“, warf Crispin ein.

Sie ließ ihn kaum ausreden. „Ich habe sie in ihm ausgerottet!“ fuhr es aus ihr heraus.

„Du bist wie ein Raubzeug, Schwester!“

„Ich bin, zu was das Schicksal mich gemacht hat.“

Wieder tat sie ihm leid. Mehr. Immer mehr.

Während er noch schwieg und sich die Dinge zurechtlegte, sagte Pauline: „Ich will es nicht!“

Er blickte auf. „Du hast kein Recht —“

Aber wieder unterbrach sie ihn heftig: „Ich will es nicht mehr! Einmal habe ich mich vielleicht danach gesehnt. Jetzt weiß ich es anders. Ich taue nicht zur Mutter. Ich habe keine Liebe. Zuletzt ist auch das mit dem Remigi eine Enttäuschung. Ich sehe ein, daß ich nur das schlechtere Teil von ihm genommen habe. Ich bin wie verflucht. Der Totensee wäre das beste.“

„Narrheit!“ schob Crispin hart ein. „Du bist krank.“

„Krank?“ höhnte sie. „Eine Mißgeburt bin ich, gewachsen zum Beweis, wie schief und scheel man geraten kann.“

„Du mußt es tragen!“ entschied Crispin, Plan an Plan reihend.

„Ich will nicht!“ zischte sie. „Wenn du mir nicht hilfst, helf ich mir selber.“

Erst jetzt machte er sich ganz klar, was sie von ihm gewollt. Ihm wurde heiß und kalt.

Da griff sie schon nach der Türklinke.

„Wartet!“ gebot er, verwirrt, unschlüssig, keinen Ausweg sehend. Sie ging mit erregten Schritten auf und ab.

Er schloß die Tür ab. Sein Kopf arbeitete. „Was werden



Vater und Mutter sagen?" sprach er in sich hinein. „Der Vater hat es schwer. Er hat es groß im Sinn gehabt, für uns alle. Und alles geht ihm schief. Muß das jetzt auch noch über ihn kommen? Er hat nicht nötig, daß man von seiner Familie Dinge redet, die —“

„Was meinst du?“ fragte Pauline, aufmerksam werdend.

„Sie werden ihm den Gernsberg wegnehmen“, antwortete Crispin. „Das ist so viel, wie wenn man einen Baum ausreißt.“

Da schossen Pauline Tränen aus den Augen.

Crispin ließ sich in einen Stuhl fallen. Er bohrte mit allen Sinnen in der Finsternis der Dinge. Zuletzt sagte er: „Geh! Ich muß mir alles zurechtlegen. Es braucht nicht überhebt zu werden. Hast es so lange geheimgehalten, kannst es auch noch ein paar Tage mehr tun.“

Pauline ging. Sie zog hinter sich die Tür leise zu. Als dürfe sie den Bruder im Nachdenken nicht stören, mehr noch, weil sie sich fast vor ihm scheute und vor der Last, die sie ihm aufgeladen.

Crispin merkte kaum, daß sie fort war. Der Fall war schwer! Er studierte und studierte. So saß er oft bis tief in die Nacht, über seine Patientenregister gebeugt, und betrachtete das und jenes Schicksal, das vor ihm aufgerollt worden. Eine Art heiligen Feuers brannte in ihm, ein fast unbändiger Drang, zu helfen. Mit dieser Heilandsfreude versuchte er nun auch, die Schwester zu verstehen und eine Lösung für das zu finden, was ihr Eigenwille zum Knoten geschürzt hatte. War sie so schuldig? Was konnte sie dafür, daß die Natur ihr alle jene Vorzüge versagt hatte, die ein Leben angenehm und den Lebenden beliebt machen?

Wenn er aber Paulines Verlangen verstand, so vermochte er doch nicht weiter mit ihr zu gehen. Sein erstes Empfinden war, daß sie nun auch die Folgen zu tragen habe. Da aber tauchte neben ihr die Gestalt eines Unschuldigen auf, eines von widrigen Verhältnissen geradezu Verfolgten: seines Vaters. Auf ihn würde im Grunde aller Nachteil, den Paulines Fehltritt nach sich ziehen würde, fallen. Auf ihn würden sie mit Fingern weisen: Ein schöner Talrat das, der solche Kinder hat, der nicht einmal in seiner eigenen Familie Ordnung zu halten vermag! Eine schöne Wirtschaft, da oben am Gernsberg! würden sie schreien.

Crispin würgte und würgte an der bösen Suppe, die ihm die Schwester eingebrockt. Er schlief nachts nicht mehr. Und jede Stunde des Tages rührte er jene um und um. Ihr heißer Dampf machte ihn krank.

Zuletzt sahen ihn zwei Tatsachen mit klaren Augen an: Pauline war eine Kranke: wie andere. Er mußte ihr Arzt für die Folgen sein, da er das Ubel nicht mehr zu verhindern vermochte. Und dann: Vom Vater mußte er das neue Unheil wenden, das über ihn kommen wollte! Da begann sein Herz ruhig und entschlossen zu schlagen.

\* \* \*

Der Weitere Talrat von Mühringen beriet die Konzessionen und Rechte, die die Talschaft in gewissen Zeiträumen zu vergeben hatte, Wasser- und Quellsfreiheiten, Wald- und Alpnutzungen, Patente und Verpachtungen. Unter ihnen befand sich der zu erneuernde Vertrag über den Betrieb des Pashauses am Gernsberg.

Die Männer saßen am langen Tisch der Ratsstube, zu Häupten der Talamann Furrer, neben ihm der rothärtige Schreiber Eggimann. Unter ihnen fehlte Redaktor Martens nicht. Der maulfeißige junge Huber, der Sternwirt, saß Peter Zumbach gegenüber und rutschte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her.

Zumbachs Rücken erschien noch ein wenig verbogener als sonst. Er duckte sich, nicht aus Feigheit, sondern wie einer, der ganz Gedanke geworden ist. Er wußte, daß die Verhältnisse im Begriff standen, ihn zu besiegen. Von allen Seiten drang es auf ihn ein, Mißerfolg um Mißerfolg. Schon war er derer nicht mehr sicher, die einst seine Wahl zum Talrat besonders eifrig betrieben. Und schon ging es nicht mehr nur um seine Amtsstellung, sondern sein Heim, der Grund, auf dem er stand, war bedroht.

Er lachte manchmal innerlich über sich selbst. Welch ein Narr er gewesen war, zu glauben, daß die Welt seiner bedürfe! Eine leise Nervosität besaß ihn und ließ ihn zuweilen mit den Fingern leise auf den Tisch trommeln.

Die Erledigung der Geschäfte vollzog sich mühsam und langsam. Zumbach blieb ein stummer Zuhörer. Als die Reihe an die Gernsbergpacht kam, erhob er sich, da das Gesetz seinen Ausstand verlangte. Mit einer Stimme, die seine innere Erregung verriet, sagte er einfach: „Ehe ich abtrete, möchte ich die Herren bitten, sich zu erinnern, seit wie vielen Jahrzehnten das Pashaus am Gernsberg von Großvater, Vater und Sohn Zumbach mit Ehren geführt worden ist. Nach so langer Zeit möchte es jedem, heiße er, wie er wolle, an die Seele greifen, wenn er aus dem verjagt würde, was ihm Heimat bedeutet hat.“ Damit ging er hinaus, vielleicht mit dem Vorgefühl eines Generals, der ahnt, daß sein lehtbefohlener Angriff auf den Feind scheitern wird. Er trat in die neben dem Sitzungszimmer befindliche Wartestube mit ihren den Wänden entlang aufgestellten Bänken und ließ sich nieder. Niemand sonst befand sich im Raum.

Draußen schien eine kalte, blasser, verdrossene Sonne. Ihn aber litt es nicht. Er stand auf, setzte sich wieder, erhob sich aufs neue. Nicht um Leben und Tod ging es da nebenan in der Stube, aber um etwas, was so eine Art seelischer Gesundheit bedeutete. Sein Herz schlug. Wenn er sich still hielt, hörte er das Hämmern. Er schalt sich selbst: Verliere dich nicht, Zumbach! Du bist doch kein Feigling! Aber dann war er wieder ganz Ohr und wartete, ob man ihn noch nicht rief. Und wenn er die Hand erhob, zitterte sie.

Drinne stellte der Talamann das Geschäft der Gernsbergpachterneuerung zur Besprechung. Zumbach freundlich gesinnt, wies er darauf hin, wie trefflich er und seine Frau das Pashaus geführt und seinen Ruf vermehrt hätten. Er nannte es ein Gebot der Dankbarkeit, den zur Rede stehenden Vertrag zu erneuern.

Der alte Kommissar Gisler, dessen ehrwürdige Erscheinung, Ruhe und Ansehen ihm immer Aufmerksamkeit verschafften, nahm zuerst das Wort und führte aus, die Zeit sei nicht danach angetan, die wenigen fetten Pfründen, die das Tal zu vergeben habe, immer in einer Hand zu lassen. Es bleibe ein Gebot der Gerechtigkeit, die Pacht wieder einmal öffentlich auszuschreiben und auch andern die Möglichkeit zur Bewerbung zu eröffnen. Nach ihm sprach Redaktor Martens: Es zeige sich eine seltene Gelegenheit, mit den Herren der Kirche gleicher Meinung zu sein. Zumbach sei der Rabob des Tals. Ihm, dem typischen Vertreter des Kapitals, gelte die Gegnerschaft der von ihm, dem Redaktor, vertretenen Partei. Wo der Reichtum des Zusammenscharens nicht müde werde, müsse ihm gewaltam Einhalt geboten werden. Dennoch sei alles Persönliche außer acht zu lassen und nur festzustellen, daß die jeweilige öffentliche Wiederausreibung einer Pacht unter allen Umständen geboten erscheine.

Ein Schweigen folgte diesen Darlegungen. Keine Stimme erhob sich gunsten Zumbachs. Der Sternwirt lächelte befriedigt in sich hinein. Eine Abstimmung wurde vorgenommen. Allein für sofortige Erneuerung des Zumbachschen Vertrages erhoben sich nur zwei Stimmen.

Auf Geheiß des Talamanns rief der Weibel Zumbach zurück. Der Ammann gab ihm den Ausfall der Abstimmung bekannt.

Zumbach begab sich an seinen Platz zurück. Er war grau im Gesicht; aber seine Unrast machte, als er das Wort ergriff, einer schweren Ruhe Platz.

Auf die Frage des Talamanns, ob er sich zu dem Beschluß zu äußern wünsche, erwiderte er nach kurzen Nachdenken: „Die Entscheidung ist gefallen. Ich weiß, daß der künftige Pächter am Gernsberg sicher nicht mehr Peter Zumbach heißen wird. Ich fühle in mir keine Schuld, daß das so gekommen ist.“

Dann nahm er die Akten, die noch vor ihm auf dem Tisch lagen, zusammen und verließ die Ratsstube.

Straße und Dorf schauten ihn fremd an, als er ins Freie trat. War das Heimat? Wenn die Leute, die ihm begegneten, wüßten, was ihm eben geschehen war, würden sie lachen und auf ihn deuten: Das ist der, der von seinem Berg heruntergekommen, um uns in unsere Angelegenheiten hineinzuregieren. Große Dinge hat er im Kopf gehabt. Aber es hat ihm das Zeug gefehlt, sie durchzuführen. Jetzt kann er zusehen, wo er bleibt!

Recht hatten sie: Ein Gast nur noch würde er im letzten Jahr seiner Pacht im Gernsbergshaus sein. Wie ein nur noch gelittener Gast kam er sich auch hier im Dorf vor. Er schritt



weiter. Dann und wann grüßte man ihn. Einmal machte ein Bekannter Miene, ihn anzusprechen. Aber er ging wie ein Tauber an ihm vorbei. Schon sah er sich vor seinem Schreibtisch, ein Briefblatt vor sich, auf dem er seinen Austritt aus dem Talrat erklären wollte.

Als er sich seinem Hause näherte, sah er das Amseli auf der Schwelle stehen und nach ihm ausblicken. Ihr zarter Körper hatte sich um Handbreite gestreckt, seit er sie ins Haus genommen, auch der Umgang mit Erwachsenen schon auf sie abgefärbt, so daß sie etwas Altkluges hatte, das beinahe schon in ihrem Äußern zum Ausdruck kam. Ihm aber wurde zumute, als ob ein Wind eine über ihm stehende Wolke weggeblasen hätte. Einen Augenblick lang vergaß er alles über dem Kind.

Anselmas Mund zog sich ein wenig mehr in die Breite. „Hallo, Zumbachvater!“ rief sie und winkte mit der Hand.

„Hallo, kleiner Fraz!“ grüßte er sie.

„Schon lange habe ich gewartet“, erklärte sie eifrig, als er sie erreichte, ihr die Hand gab und mit ihr das Haus betrat.

Ihre Kindlichkeit erleuchtete einen Augenblick den Flur. Aber im dunklen Treppenhaus befahl ihn die Erinnerung an die Vorfälle im Talrat und an die Zukunft neu, als würde ihm ein schwarzes Tuch über den Kopf geworfen. Er hieß Anselma zu Frau Rosa in die Küche gehen. Er selbst stieg zu Crispin hinauf.

„Von heute an gibt es keinen Talrat Zumbach mehr“, sagte er zu ihm. „Der Pafzwirt Zumbach wird nächstes Jahr an die

Reihe kommen. Nimm es dir zur Warnung, damit du selbst besser im Sattel bleibst!“

Crispin wußte, woher er kam, und daß die Entscheidung über die Gernsenbergpacht gefallen sein mußte. Er ahnte, wie es am Vater nagte. Er suchte nach Worten, nach einer Hilfe. Aber es ging über seine Wissenschaft. Ein Gedanke flog in eine Schlafkammer hinüber. Dort lag Pauline, sich von einer Unpäßlichkeit auszuruhen. Umsonst! dachte er. Und plötzlich erschien ihm das, was er getan, um eine üble Nachrede abzuwenden, in einem andern Licht. Vielleicht wendeten sich Dinge gegen ihn, die er zum besten gemeint? „Ich werde auch künftig nur tun, was meine Überzeugung mich heißt“, verteidigte er sich unwillkürlich.

„Das habe ich auch zu müssen gemeint“, antwortete Zumbach.

Da tat Crispin die schwarz überbrauten Augen weiter auf. „Vielleicht müssen die vom Gernsenberg einmal in die Hütte zurück, aus der sie stammen, weil sie sich in der Welt außen nicht zurechtgefunden haben“, sagte er langsam und nachdenklich.

Peter Zumbach sah das Haus, das er nannte. Es stand im Alpgrund am jenseitigen Ende des Totensees. Von ihm erblickte man nur das Dach des tiefer stehenden Pafshauses. Von ihm, einer braunen, verwitterten Hütte mit armen Stuben, war der erste Gernsenbergwirt, der Großvater des Peter, ausgegangen. Seit Jahren war sie nur von Alpknecchten bewohnt. Und nicht allzu fern lag die Stelle, an der Peter Zumbach seinem Knecht Remigi das erstemal begegnet war.

(Fortsetzung folgt)

# Die Ballade vom Gümmi- Maxe

Von Gerhard Halm  
Aufnahmen: Dr. Otto Croy



Maxe war ein Gummi zum Radieren,  
Doch ein Gummi über alle Norm.  
Er besaß auch nicht ein einziges Merkmal  
Der althergebrachten Rechteckform.

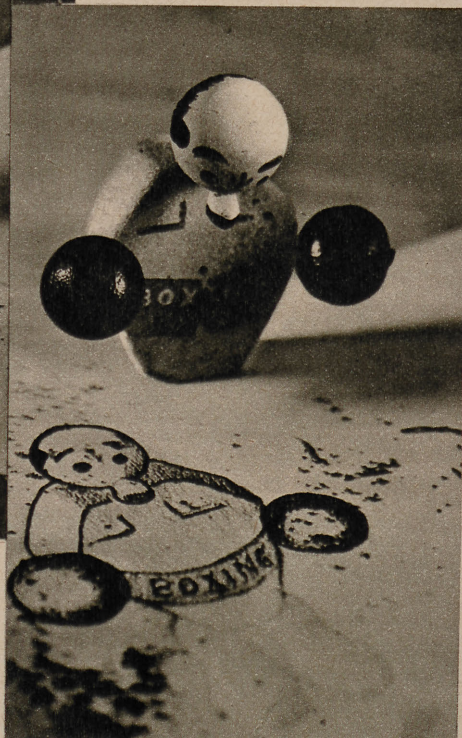
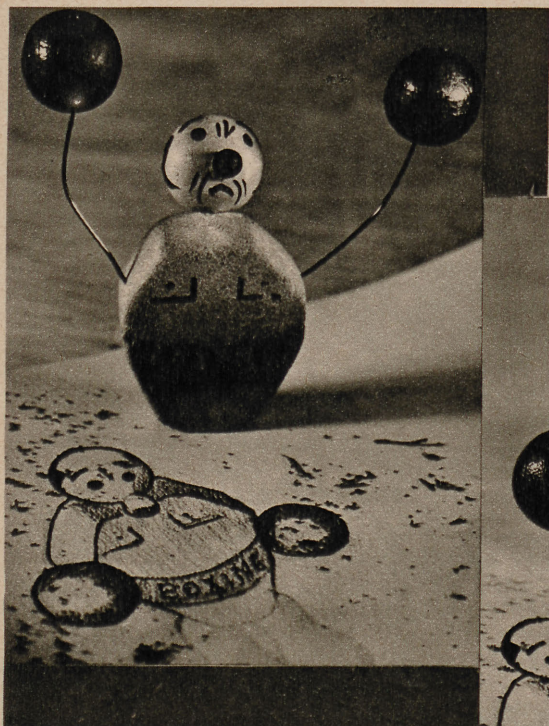
Statt der Ecken hatte er zwei Beine,  
Arme und ein menschliches Gesicht.  
Daß er etwas wenig Haare hatte,  
Störte unsern Maxe weiter nicht.

Denn er lebte nur dem hohen Glauben  
An die Sendung seiner Boxgestalt.  
Darum trug er auch die kleinen Fäuste  
Tag und Nacht zum Uppercut geballt.

Eines Tages — Max stand wie gewöhnlich  
Auf dem Zeichentische des Herrn Prell —  
Merkte er, daß dieser ihn fixierte.  
Zweifellos: Er nahm ihn zum Modell.

Doch bevor er noch in erstem Staunen  
Voller Stolz sein Konterfei beguckt,  
Fühlte er sich roh emporgerissen  
Und mit Ingrimms durch die Luft gezuckt.





Kreuz und quer, in krausen Schicksalslinien,  
Ward er rasend hin und her gewetzt,  
Seine Beine bräunten ihn wie Feuer,  
Doch er ward und ward nicht abgesetzt.

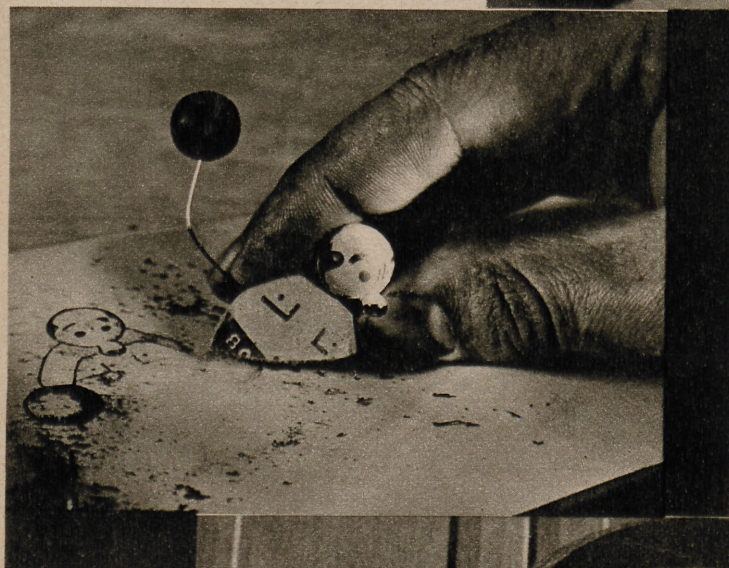
Als er endlich wieder halb bei Sinnen,  
Stand er niedriger als sonst der  
Brauch.

Auf der Zeichnung fehlten beide Beine,  
Und – als er hinuntersah – ihm auch.

Gummi-Max war sonst in seinem  
Dienste  
– Trotz der Fäuste – ziemlich sub-  
altern,  
Aber diesmal schwang er einen Haken  
Nach dem Haupte des geliebten  
Herrn.

Aber ach, er konnte ihn nicht landen!  
Wie gemäht sank er im Schwunge hin.  
Aus dem letzten Drittel seines offenen  
Gummileibs begann die Kraft zu  
fliehn.

Hilfsbedürftig (welcher Hohn für  
Maxe!)  
Lehnt er sich an seinen Mörder an  
(Da ja schließlich auch der stärkste  
Boxer  
Nicht auf seinem Brustbein stehen  
kann!)



Doch auch dieses ward ihm noch genommen;  
Wütend rieb sein Herr darauf herum,  
Bis nur Kopf und Nacken übrigblieben.  
Hör es, tief empörtes Publikum!

Unter Zigaretten, die sein Mörder  
Seelenruhig unterdes geraucht,  
Hat dann Max in einem Aschenbecher  
Stumm=heroisch seinen Geist verhaucht.

Doch bevor ihm in den giftigen Dämpfen  
Schmerzerlösend die Besinnung schwand,  
Wollte ein versöhnendes Geschick es,  
Daß er eine Weggenossin fand:

Eine halberstickte Zigarette,  
Die schon selbst den Tod vor Augen  
sah,  
War in schicksalsschwesterlichem  
Fühlen  
Ihm in seinem Tode menschlich nah.

Wie man Maxe gänzlich auf=  
radierte,  
Ward sie selbst noch schneller auf=  
geraucht.  
Beide hatten sie sich bis zum Stummel  
In dem Dienst desselben Herrn ver=  
braucht.

Und so legten sie sich auch gemeinsam  
Jetzt zu ihrem Liebestode hin,  
Und ihr achtlos gewegeworlenes Leben  
Hat so doch noch einen kleinen  
Sinn . . .





# Unser Karl

Ein Erinnerungsblatt von Georg Hirschfeld

Georg Hirschfeld, der Verfasser der nachfolgenden Lebenserinnerung aus seinen Berliner Kinderjahren, vollendet am 11. Februar sein 60. Lebensjahr. Schon als Zweizehnjähriger trat er mit seiner Novelle „Dämon Aleist“ in die Öffentlichkeit und galt als einer der begabtesten Wortführer des damals erwachenden Realismus. Der „Gartenlaube“ ist er ein anhänglicher und verdienstvoller Mitarbeiter geblieben.

Bald fünfzig Jahre ist es her. Die Kindheit läßt uns kein Weltbild zurück. Einzelne Gestalten heben sich aus dem dunklen Gewoge, Profile, Augen, Züge. Sie werfen Licht auf eine Wegstrecke vergangener Welt. Man sieht sich selbst in einem Verschollenen.

Die Fabrik meines Vaters war klein, und Berlin war im Jahre 1882 nicht das von heute. Der Zoo eine Landpartie — am Brandenburger Tor Kremser. Aber es wurde der Schauplatz eines innerlich großen, geistigen Berlins. Der Mensch kämpfte um sich selbst, nicht nur um sein Brot.

Auch in dem bescheidenen Betrieb meines Vaters zeigte der Zeitkampf seine Niederschläge. Ich hatte vom künftigen Beruf noch keine Ahnung; verträumt, immer Zuflucht suchend, wurde ich ein recht einsamer Junge, kein Spielkamerad. Ich hatte eigentlich keinen Freund. Meine Mitschüler kamen aus den gesicherten Bürgerhäusern jener Zeit. Ich suchte und grübelte. So sahen sie mich fragend an und ließen mich schließlich stehen.

Ich verstand den etwas eitlen Berufsstolz meines Vaters. Er hatte eine Silberwarenfabrik. Ich dachte lieber an große Opern, an berühmte Künstler, Afrikaforscher. Ein Drittel meiner Seele lebte in Indien, eines am Halleschen Tor und eines auf dem Mond. Mein Vater machte die Post stets selber fertig — er wickelte die blickende Ware eigenhändig ein und nagelte eigenhändig die Kisten. „Zu schade“ war der elegante Mann sich nie, und das — so schwer man oft mit seinen Launen fertig wurde — das war es eigentlich, was ihm die Achtung seiner Leute eintrug. „Der Alte ist tüchtig“ — dieses Urteil galt. Man konnte ihn Unter den Linden als „Beau“ und Kisten nagelnd in seinem Fabriklager treffen.

Der Laufbursche war Karl, unser Karl. Er war am längsten bei meinem Vater — das heißt: er hielt es am längsten bei ihm aus. Seinen ganzen Weg bis zu meines Vaters Tode sah ich mit an. Karl war zweiundzwanzig Jahre bei uns — Laufbursche, Lehrling, Gehilfe, Meister. Davon habe ich intensiv die ersten zehn Jahre miterlebt.

Ich sehe Karl Fröhlich noch als schmalen, blassen Silberarbeiter. Mit dem braunen Haarschopf, der ihm immer wieder in die Stirn fiel, mit dem tiefen, aufmerksamen Blick. Er war immer sauber, sprach leise und drückte sich stets gebildet aus. Eine Eigenart von ihm war ein kleiner Fehler: Die Fische laute betonte er so, daß er gelegentlich in eine Art Windessarten ariet. Vom Abliefern der gelieferten Ware — Karl war pedantisch genau — hatte man noch lange das „Fünfundzwanzigstündch — sechsunddreißigstündch — siebenundsechzigstündch“ — im Ohr. Ich sah mir gern seine schmalen, hellen Hände an — eigentlich Künstlerhände. Er war unser bester Arbeiter und fühlte es selbstbewußt. Leise wippend bewegte er sich in seinen grünen Filzpantoffeln.

Zwischen Karl und mir entstand eine eigentümliche Beziehung. Sie beruhte auf dem ganz verschiedenen und doch gleichen Abhängigkeitsgefühl. Das Kind und der Arbeiter verständigten sich. Worunter ein Kind bei diesem oft zärtlichen, immer eigenwilligen Vater am meisten zu leiden hatte, war der Mangel an Gerechtigkeit. Nicht weniger litt darunter ein Erwachsener, der sein Brot bei ihm verdienen mußte. Dennoch — hierin verständigten sich zwei Leidensgefährten — man konnte diesen Mann verstehen und schätzen, wenn man sich über einiges hinweggesetzt hatte. Man mußte Humor für ihn haben. Ich beobachtete Karl und lernte von ihm. Grobheiten einstecken, aber gutwillig bleiben, hinter dem vergänglichen Sturm wieder schön Wetter sehen — das war es. Ich sah oft ein huschendes Lächeln um Karls Mund, das mein Vater nicht bemerkte. Der Lehrling

steckte manchen Esel ein, als ob Esel keine Beleidigung, sondern nur ein geduldiges, arbeitsames Tier wäre. Hätten manche Menschen nur genug vom Esel: das lag in Karls Augen.

Aber der Zusammenhang zwischen uns vertiefte sich. Mein Vater, ein Mann der Plötzlichkeit, zeichnete Karl durch eine Anerkennung aus, die dieser sich nicht erträumt hatte. Ich war ein sehr nervöses Kind — meine Phantasie wurde seltsam umdrängt, wenn ich allein war. Ich sah dann Dinge und Gestalten, die für andere nicht da waren. Bei Nacht kamen zuweilen die Abenteuer eines Mondsüchtigen über mich. Ich stand dann plötzlich im Hemd, mit großen Augen im Schlafzimmer meiner Eltern. Der Arzt riet Vorsicht, und man ließ mich am Sonntagabend, wenn das Dienstmädchen Ausgang hatte, nicht mehr allein. Ich war schon fast gestorben, als ich auf dem Korridor Einbrecher gehört, sie an der Tür gespielt und eintreten gesehen, mit Masken.

Meine Eltern waren begeisterte Theaterbesucher. Dieses Sonntagsvergnügen wollte mein Vater vor allem nicht aufgeben. Also mußte eine betreuende Gesellschaft, ein ganz zuverlässiger Mensch für mich gefunden werden: Karl natürlich — Karl sollte schon am nächsten Sonntag kommen und den Abend mit mir verbringen, bis die Theaterbesucher heimgekehrt waren.

Wenn er selbst nichts vorhatte. Aber er hatte nie etwas vor. Pünktlich um sechs Uhr war er zur Stelle, tadellos sauber, im besten Anzug, der braune Schopf war heut durch Stangenpomade fest.

Wir waren also ganz allein und saßen uns still gegenüber. Karl trug die Gebote der Schicklichkeit in sich. Er hatte etwas von den treuen Dienern alter Zeit. Er war glücklich in einer Beantwortung. Ich erinnere mich, wie er mich bei Tisch mit erstem Eifer versorgte. Ich fühlte dieselbe Pflicht gegen ihn, und wir stießen oft mit den Schüsseln zusammen. Es schmeckte mir noch einmal so gut, als ich sein Wohlbehagen sah. Erst nach dem Essen kamen die Gespräche, und sie wuchsen zu ungeahntem Reichtum an. Er hatte die tiefe Kunst des Herzens, mich, dessen Sehnsucht er snürte, nach meinen liebsten Dingen zu fragen. Da war zum Beispiel der Aschbecher aus Silber mit Elfenbeinfuß, meines Vaters Fabrikat. „Sehr hübsch!“ sagte Karl. „Aber wo kommt das eigentlich her, das Elfenbein?“ Ob er nur versuchte, mich auf mein Steckenpferd zu bringen? Ein Racker war unser Karl, ein stiller, schmunzelnder Beobachter. Aber Elfenbein konnte ich ihm allerlei sagen, und alsbald war ich mitten in Afrika.

Damals stand der berühmte englische Forscher Herrn M. Stanlen, der den verschollenen David Livingstone aufgefunden hatte, im Mittelpunkt des Interesses. Ich lebte in seiner Person, in seinem tollkühnen Marsch zu Negerzwergen und phantastischen Tieren. Solche Anteilnahme aber erstreckte sich bei mir nicht nur auf Tat und Beruf eines großen Mannes, sondern auch auf sein ganzes persönliches Leben. Ich dichtete mir Henry M. Stanlen, von dem ich zu wenig wußte. Er existierte als ganzer Mensch in meiner Phantasie. Als ich das schildernd wiedergab, zum erstenmal vor unfremd Karl, geschah es in einer so sicheren, tief beteiligten Weise, daß mein Zuhörer überzeugt war, der begeisterte Junge berichtete Tat-

„Es waren zwei Königskinder“  
Scherenschnitt von Ruthild Busch





fachen. Püge war es auch sicher nicht. Friedrich Nießsche meinte nur die Erwachsenen, als er seinen Zarathustra sagen ließ: „Die Dichter lügen zuviel.“

Ich glaubte alles, was zu glauben möglich war. Sorglos schüttete ich die Bilder meines Einbildungsvermögens aus. Ich schilderte Afrika, als ob ich mit Stanley gereist wäre. Zu Weihnachten hatte ich ein Buch bekommen — das hieß „Der schwarze Erdteil“ und enthielt gute, anschauliche Bilder. Karl besah sie mit mir und ließ sich alles erklären, als ob ich Mitglied der Geographischen Gesellschaft wäre. Am meisten interessierte ihn das „Rhinozerosssss“. Ich erinnere mich, daß mein Vater ihm dieses Tier einmal beim Kistenpacken an den Kopf geworfen, so unpassend wie möglich, denn Karl hatte gar nichts von einem bösen Dichthäuter. Ich beeilte mich deshalb, von der verfänglichen Tierwelt auf die Menschen zu kommen. Ich hatte also den Weg zu Henry Stanley frei. Ich schilderte, wie dieser geniale Mann aufgewachsen und zu seinem Beruf gekommen war. Auch seine Frau, seine Kinder schilderte ich genau. Das war um acht Uhr. Um zehn Uhr sprach auch Karl schon von Edith, die ich meinem Helden als wunderschöne Tochter gegeben hatte. Es wurde elf, und mit heißen Köpfen überhörten wir, daß meine Eltern heimgekommen waren. Sie hatten im Opernhaus Meyerbeers „Afrikanerin“ gehört — ach, Gott, sie wußten gar nichts von Afrika. Wir, auf unserer großen Phantasiereise, Karl und ich, wir kannten uns besser aus.

Es wurde eine feste Einrichtung . . . Immer an Sonntagen, wenn ich allein blieb, kam Karl. Ich hielt nun schon die Themen bereit.

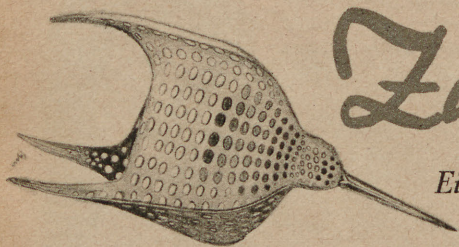
Er hatte die wichtigsten Eigenschaften des Aufnehmenden: Er war treu und unsentimental. Was hilft uns die Schwärmererei, die übers Jahr wie eine Schlange sticht? Er urteilte durchaus, er hatte einen Mund und wußte ihn zu brauchen — aber seine Bescheidenheit vor allem, was belehren konnte, war unerschütterlich. Ich Junge von Quinta wollte einen Gehilfen

meines Vaters (das wurde Karl bald) gewiß nicht belehren. Wir ließen uns beide vom Gegenstand belehren — das war es. Ein schönes Beispiel für Pädagogen und Schüler. Karl war weit älter als ich, und im Gefühl unserer Jugend wurden wir gleichalterig.

Eines Abends kam ich freilich dahinter, daß Karl schon lange fünfzig oder auch siebzig Prozent meiner „Erzählungen“ — nun sagen wir für Phantasie hielt. Es störte mich nicht, das zu entdecken, es beschämte mich noch weniger. Im Gegenteil — der erste Stolz dessen, der Geister entzündet, Herzen mitreißt konnte, kam über mich. Ich „spielte“ mit unserem Karl, nicht nur im Kinderfimmel. Wir warfen uns meine Einfälle wie bunte Bälle zu. Dann aber — unvergeßlich bleibt es mir — sagte unser Karl eines Abends, auf seine dicke Nickeluhr blickend, um festzustellen, ob noch Zeit wäre bis zur Rückkehr von Papa und Mama: „Ja — ja — da kloppt man nu Silber — da feilt man und lötet immer, und es wird ein Messer draus, das irgendeiner, der keine Ahnung von hat, zum Käse schneiden braucht. Draußen aber entdeckt einer ein neues Land, verdient 'ne Million und wird Professor und hat 'ne Villa. Aber beides muß sein, Jeorsch, denn sonst kommt alles nicht zustande, nich wahr? Und wer sagt denn schließlich, was besser ist? Alle guten Sachen müssen sein, und wenn sie jut sind, dann sind sie auch wichtigschsch.“

Das sagte unser Karl und zischte zuletzt noch stärker als sonst. Er trug schon einen kleinen Schnurrbart damals. Die Stien, wenn der braune Schopf nicht hineinfiel, zeigte sich hoch, als schöner Gedankenraum. Ich merkte mir seine Worte.

Ob unser Karl noch lebt? Mich trieb es in ein Künstlerleben hinaus — ich entdeckte aber kein neues Land, verdiente keine Million und wurde nicht Professor. Viele Bücher schrieb ich und schätzte sie bestensfalls nicht höher ein als ein gut gearbeitetes Messer. Wenn unser Karl noch lebt — ich grüße ihn, auch heute mit ihm unterwegs.



# Zwerge bauen Gebirge auf

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte von Hans Wolfgang Behm

Mit Zeichnungen des Verfassers

Kein Vogel, sondern das sehr stark vergrößerte Kiesel skelett eines Strahl tierchens

Längst ist jene farbenfrohe Stadt der dreitausend Moscheen, der Paschas, Fellachen, Schlangenbändiger und Märchen erzähler zum beliebtesten Reiseziel neugieriger Europäer geworden. Er scheint kaum die Mühe zu lohnen, über dieses Kairo und seine Umwelt viel Worte zu verlieren. Tagtäglich sind es Hunderte, die hier vor Pyramiden, Königsgräbern und Felsentempeln eine ferngelebte Zeit bewundern und vor der Sphinx auf dem Totenfeld von Giseh geheimnisvolle Vergangenheit wittern. Mag diese auch dem Altertumsforscher schon mehr oder weniger enträtselt erscheinen und mag er den Touristen über die Werdens- und Wesenszüge der hier verklungenen Kultur belehren, es bleibt immer noch ein größerer Rest zum Staunen übrig.

Hält doch diese ganze Bauwerksgeschichte, zumal der Pyramiden, über alle Menschenweisheit hinweg recht eigentlich in der Jahr millionenferne, bleibt bei Zwergen stehen, die durch Massenaufgebote erst den Naturstein schufen, den ein weit späteres Menschengeschlecht ausbeuten und zu den massigen Kalkplatten ihrer Pyramiden formen sollte. Wenn Pharaonen ihr Grabmal als Zeugnis des Unvergänglichen errichteten und sich allenthalben als Mumien in die Ewigkeit retteten, so ahnten sie wohl kaum, daß aus jedem Kalkstäubchen ihrer pyramidal errichteten Steinkolosse nur wieder ein Werk des Lebens spricht, daß Milliarden und abermals Milliarden Mumien erhalten mußten, der Herrscherlaune des Menschen zu genügen.

Denn ein beliebiges Kalksplitterchen einer solchen

Pyramide, etwas angeschliffen und vergrößert, offenbart sich als Gefüge linsenartig ausgebildeter Schälchen von geringer Dicke. Schräge Querschnitte teilen das einzelne, spiralig aufgewundene Schälchen in mehrere durch feinste Öffnungen miteinander verbundene Kammern. Linsensteine oder Rummuliten hat die Naturforschung dieses Kleinvolk benannt, das ob seines einzelligen Baues noch ganz zum primitiven Wurzelwerk des Tierstamm baumes zählt.

Im Ozean der Jahr millionenferne waren diese Rummuliten weit verbreitet, formten aus dem kohlensäuren Kalkgehalt des Meeres ihre Linsenschälchen, die nach dem Tode ihrer Träger massenweise zum Ozeangrunde sanken. Und zwar Jahrtausende, Jahrzehntausende hindurch, so daß sich ansehnliche Kalk- und Schlickschichten bilden konnten. Diktirt doch die Zeit sehr

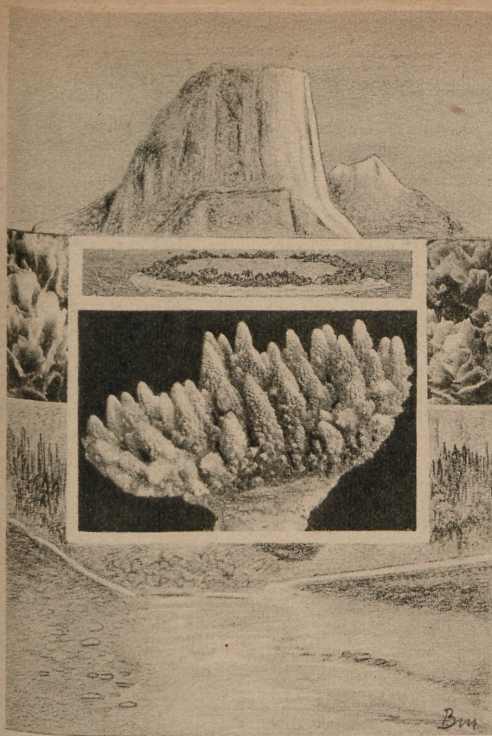
wesentlich alles Werden auf diesem Erdenstern und summt mitunter das bescheidenste Kleingefahren zu bedeutsamen Endergebnissen auf.

Sicher ist, daß schließlich eine bedeutende Menge solcher kalkigen und mit anderen Resten untermischten Rummulitenschlammes dereinst den kühlen Ozeangrund verließ, trockengelegt wurde und zu festem Gestein erhärten mußte — wahrscheinlich zu einer besonders bewegten Epoche der Erd vergangenheit, als gewaltige Verlagerungen der Erdoberfläche an der Tagesordnung waren, Schlick aufgewühlt und verfrachtet und ganze Teile von Meeresgründen Festland wurden. So war auch dieser nordostafrikanische Festlandsodol mit Meter um Meter dicken Kalken angereichert worden, der teilweise schon wieder der Verwitterung ver-



Skelettelemente von Kieselschwämmen, die durch ihre Häufigkeit ebenfalls zur Gesteinsbildung beitragen





Steinkorallen (in der Mitte vergrößert) bilden nicht nur heute meilenlange Riffe und ringartige Atolle, sondern lagerten ihren Kalk schon zur Erdvorzeit in reichlichen Massen ab. Das ostalpine Kaisergebirge (oben) besteht fast ausschließlich aus den Kalkresten riffbildender Korallen

stimmen. Zwergformen der Tierwelt zumeist schufen sich ihre kalkigen Stützskelette, häuften diese gleich unseren Einsentierchen zu mächtigen Kalklagern an, die nach ihrer Trockenlegung als mehr oder minder mächtige Kalkberge, ja als ganze Gebirgszüge im Antlitz der Erde erscheinen. Aber auch die mächtigsten Gebirge sind dem Schicksal der Abtragung verfallen. Mächte des Wassers, des Windes, des Frostes, der Luft, Ausnagung, Auslaugung und Verwitterung sorgen dafür, daß der Gebirgskalk im Lauf der Zeiten ins Meer verfrachtet wird und von seinen lebenden Injassen erneut zum Aufbau ihrer Kalkskelette verwendet werden kann.

So ist fast alles Kalkgebirge, das in vielen Tausenden von Metern Mächtigkeit am Schichtaufbau der Erdoberfläche beteiligt ist, durch einen Tierkörper hindurchgegangen, der den Kalk fast ausschließlich dem Meerwasser und nur ausnahmsweise dem Süßwasser entnahm. Und schon mehrmals hat sich dieses Abpiel erdgeschichtlich wiederholt, und der Kalk unserer heutigen Kalkgebirge ist wohl zum größten Teil schon einige Male Tierkörpern eigen gewesen!

Eine Behauptung, die vor allem durch den beispiellosen Reichtum solch kalkbildender Zwerge gerechtfertigt wird. Denn dieses Zwergengeschlecht der gekammerten Einzeller (Kammerlinge oder Foraminiferen benannt) ist nicht nur auf unsere Einsentierchen beschränkt, sondern weist einen ungeheuren Artenreichtum in fast allen Meeren der Erde auf. Die langen Streifen weißen Sandes, die beispielsweise die Wellen des Roten Meeres unaufhörlich ans Ufer spülen, bestehen ausschließlich aus Foraminiferenschalen. Stark durchsetzt mit solchen sind die Kalksande der indischen Ozeanriffe. Zwei Drittel der Flachseeablagerungen der Antilleninseln setzen sich aus Kammerlingschalen zusammen. Fast der gesamte Küstensand Australiens und der benachbarten Koralleninseln sowie ein starker Anteil des Golfstromgrundes wird von den Schälchen dieser Kalktierchen bestritten. In der Tiefsee der Tropen, im Atlantischen Ozean stellen die Schalen der Globigerininfamilie geradezu einen Rekord an Mächtigkeit auf. Ungezählte Millionen Kubikmeter von Kalkschlick verdanken diesen Tierchen ihren Ursprung. Deren Zahl ist schon nicht mehr rechnerisch zu erfassen, denn ein einziges Gramm solchen Schlacks kann bis zu fünfzigtausend Schalen enthalten! Wenige Beispiele nur, die aber genügen dürften, die weltbeherrschende Macht dieser Kleinsten der Kleinen zu verdeutlichen.

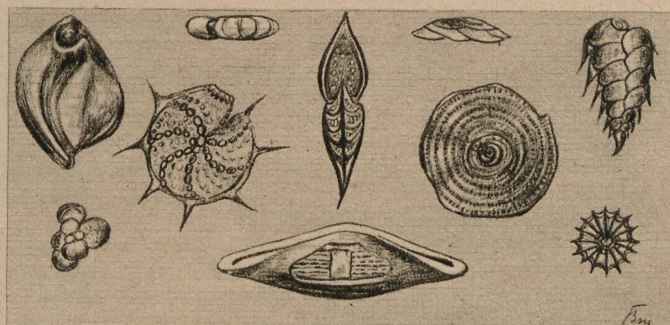
Eine Macht, die während der ganzen langen Geschichte der Erde wirksam und in den geschilderten Kalkkreislauf eingesponnen war. Und mögen wir heute Schichtlagen der europäischen Mittelgebirge, wie überhaupt solche der ganzen Erde untersuchen, immer und immer wieder stoßen wir auf stattlich gehäuften

fallen war, als die alten Ägypter daran dachten, den noch urälteren Kalkschag des Lebendigen für ihre Wunderbauten auszuwerten. Denn nur durch ständigen Wandel ihrer toten und lebendigen Stoffe hält diese wundersame Natur das Welt- und das Erdgeschehen in Gang. Die Naturgeschichte des Kalksteins liefert das sinnigste Beispiel hierfür.

Obwohl sich die Frage nach dem uranfänglichen Herkommen irdischen Kalkes noch nicht einwandfrei beantworten läßt, scheint es doch erwiesen zu sein und festzustehen, daß seit ältesten Erdentagen fast ausschließlich Lebewesen den Kreislauf des kohlensauren Kalkes be-

Schalentalk dieser Kammerlinge. Schon in der ältesten Erdurzeit hatten bestimmte Kammerlingstypen ihre ganz großen Tage. Damals, als die Steinkohlenwälder grünten und libellengeartete Urinsekten das Luftmeer eroberten, türmten die Fusulinen ihre durch stark gefaltete Scheidewände ausgezeichneten Schälchen geradezu verschwenderisch dem Meeresboden auf. Die oft mächtigen Kalkbergzüge der westlichen Union, Guatemalas, Brasiliens, Rußlands, Chinas oder Spitzbergens sind stumme Zeugen ihres fernverrauschten Wirkens. Ein anderes Geschlecht, wie etwa das der Milioliden, erlebte erst in der jüngsten Erdvorgangzeit seine Blütezeit und führte unter anderem zur Bildung jenes einzigartigen Grobkalkes, dem Paris seine stattlichsten Bauten verdankt. Und bleiben wir im engeren Heimatbilde stehen, so genügt es, der Kreidefelsen Rügens zu gedenken, die als ur-einstiges Werk von Foraminiferen der Meerflut entragen.

Wenn auch die Vorherrschaft dieser winzigen Kleinbürger als Kalkverarbeiter und Kalkbildner unbestritten bleibt, so haben weiterhin manche Kalkschwämme, Seelilien, Seesterne und Seewalzen, Moostierchen und Arktiemer in beschränkterem Maße durch Ablagerung ihrer kalkigen Stützgebilde zur Gesteinsbildung beigetragen. Und wiederum sind es die Kalkschalen, Gehäuse und Schulp der mannigfachen Weichtiere, die heute in bisweilen mächtigen Bänken und Lagern das Gebirgsgestein durch-



Steknadelpkopfgroße Kammerlingstiere bevölkern seit Urzeiten die Meere. Rund zweitausend Arten wurden bisher entdeckt und beschrieben

setzen oder dieses fast ausschließlich bestreiten. In den Urmeeren der Erde hatten Muscheln große Flächen nicht allzu tiefen Meeresbodens mit dicken Schichten feinsten Muschelsandes bedeckt. Am Fels der Küste waren die Schalen zermalmt und zermahlen, späterhin zu festem Kalkstein geformt, mit Sand zu kalkigem Sandstein oder mit Ton zu Kalkmergel gewandelt worden. Wie überhaupt alle Kalkausscheidung der Tiere mannigfachen Umwandlungen und chemischen Umsetzungen unterworfen waren, ein aus erhärtetem Kalkschlamm entstandenes Kalkgestein durch Gebirgsdruck, Hitze und Vulkanismus etwa zu körnigem Marmor umkristallisieren konnte, so daß mitunter jede Spur des Lebens sich für immer verwischen mußte.

Schließlich hat die große Masse der riffbildenden Steinkorallen noch stets ihren besonderen Weltruf bewahrt. Werden doch diese Tierchen von der Naturforschung allgemein als genialste Baumeister des Tierreiches gewürdigt. Und bezeichnend hierfür sind jene Worte des nachmals so berühmt gewordenen Charles Darwin, die er nach seiner Weltumseglung seinem Reisewerk einver-



Milliarden ihrer kalkigen Gehäuse sinken zum Meeresgrund



leibte: „Wenn der Ozean seine Wasser auf das breite Riff wirft, scheint er ein unbefiegbarer, allgewaltiger Feind zu sein. Und doch gehen diese Koralleninseln siegreich aus dem Kampf hervor. Denn die lebendigen Kräfte scheiden die Atome des kohlensauren Kalkes nacheinander von den schäumend anprallenden Wogen und vereinigen sie zu einem symmetrischen Bau. Mag der Orkan die Massen in tausend große Trümmer brechen, was will das gegen die vereinigte Arbeit von Myriaden von Architekten, die Tag und Nacht, jahraus, jahrein arbeiten? So sehen wir den weichen Körper eines Polypen durch Wirkung der Lebensgesetze die große mechanische Kraft der Wogen besiegen, denen weder die Kunst der Menschen noch die leblosen Werke der Natur auf die Dauer widerstehen können.“

Ist doch das einzelne Korallentier lediglich ein winziger, mit Fangarmen ausgerüsteter Schlauch, der durch sein Schlundrohr vom Wasser angestrudelte Nahrungsbröckchen in den mit Längsscheidewänden durchsetzten Innenraum leitet. Auf der Unterseite seines zylindrischen Körpers scheidet das Tierchen, anfänglich einer Seerose ähnlich, ein mit Kalkleisten und Kalkringen besetztes Kalkplättchen aus. Durch erneute Kalkausscheidung wird der Polyp gleichsam in die Höhe geschoben. Durch Knospung wachsen weitere Polypen heran, die sich abermals vermehren, so daß sehr bald ein mehr oder minder großer Korallenstock entstanden ist. Und Gruppen solcher Stöcke bilden jene bezaubernden Koralleninseln, Korallengärten oder Riffe, die das Auge noch jedes Forschers entzückten. Atmet doch alles knapp unter dem Wasserspiegel Duft, Farbe und Glanz und ist vom schwefligsten Gelb bis in sattestes Purpur getaucht.

Ein farbenfroher Untergrund erscheint mit Blumensternen übersät. Gelbgetönte Schleimfischchen oder Seeschmetterlinge gleiten darüber hinweg. Karminrote Soldatenfische und scharlachgetüpfelte Verwandte schlängeln sich durch die Korallenstöcke. Dazwischen violettstimmernde Schlangensterne, nilgrüne und orangegelbe Seerosen, Lippfische und Röhrenwürmer mit bunten Riemenfederbüschen, zitronenfarbene Schwämme, Scharen von Muränen, Meerdatteln und Felsbohrmuscheln, Kammerlinge und Moostierchen. Und dieses Gemeinschaftsleben zahlloser Tierwesen verbürgt schlechterdings erst den Erhalt und das Zustandekommen eines über den Meeresspiegel ragenden Riffes.

Den Bruchstücken von Korallen, den Skeletten von Seeigeln und Seesternen, den Panzern von Krebsern, den Schalen von Muscheln gesellen sich die kalkreichen Ausscheidungen zahlreicher Spritzwürmer, Fische und Seewalzen zu, die insgesamt zu Sand zerkleinert werden. Durch Schleimen der Meereswelle wird dieser weißlich-graue Korallensand zu Korallenschlamm gewandelt, oder es werden seine gröberen Körner vom Winde zu Kalkdünen zusammengeweht. Allmählich verhärtet ein derart gebildeter Riffabsatz. Die abgestorbenen Polypen werden fort-dauernd durch neue ersetzt, die bis an die Meeresfläche zur Ebbezeit emporbauen, um dann von Kalkalgen abgelöst zu werden, die eine Entblößung von Meerwasser zur Zeit der Ebbe vertragen. Wellen und Wind werfen abgerissene Trümmer und Korallensand auf die Höhe des Riffes, bis es sich im Laufe der Zeit über die höchste Flutlinie erhebt. Meeresströmungen treiben Samen und Früchte an das Riff und bald leuchtet aus dem Weiß des Korallensandes das lebhaftes Grün von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen.

Alle tropischen Meere, die nicht von kalten Strömungen durchlaufen werden, bergen bisweilen die riesenhaftesten Korallenbauten, und nicht zu Unrecht hat man sie in ihrer Gesamtheit schon als besonderen Erdteil umschrieben. Besonders die

Malediven und Lakadiven im Indischen Ozean, Tausende von Koralleninseln im Stillen Ozean, die Bermudas im Atlantik, die Küsten Zentralamerikas und der Halbinsel Florida sowie westindische Inseln sind einige Beispiele für eine dort stark entwickelte Bautätigkeit jetzt lebender Korallen. Und ähnlich wie heute sind Korallen während fast allen Epochen der Erdgeschichte am Werke gewesen, und haben ganz wesentlich an dem Aufbau und der Umgestaltung der Erdkruste teilgenommen.

Schon in uralten Schichten der Erde finden sich versteinerte Riffe von mächtiger Ausdehnung, und ganze Gesteinsmassive sind nach bestimmten Korallenarten benannt worden. Wer unter den herrlichen Buchen etwa des Iberger Kalkmassivs am Westhange des Harzes wandelt, braucht nur einen Brocken des frischen Gesteins anzuschleifen, um reizende stern- und räderhafte Korallentelchminnungen zu entdecken. Und geradezu klassische Beispiele uraltester Korallentätigkeit sind die zu ausgedehnten Gebirgszügen gewordenen ost-alpinen Korallenriffe.

Weit bescheidener als die kalkigen sind die aus Kieselerde bestehenden Absätze von Tieren. Auch hier sind es vor allem die winzigen Einzeller, die durch ihre Masse erdgeschichtlich bedeutsam wurden. Vor allem jene Strahllinge oder Radiolarien, deren Artenreichtum durch die entzückenden Kieselstelette umschrieben ist. Helmchen und Gitterfugeln, Laternen, Distelblüten und Reusen, Spangen, Kränze und Scheiben, schlechterdings alle nur erdenkbaren Gebilde sind vertreten, oft so winzig klein, daß nur eine genügende Vergrößerung diese heimliche Schönheit entdecken läßt. Fast 80 Prozent der Ablagerungen des Stillen Ozeans bestehen aus den Skeletten solcher Strahllinge, doch finden sich solche in beschränkter Zahl auch in Absätzen geringer Tiefe vor.

Jedenfalls sind Strahllinge an der Zusammenfassung zahlreicher Meeresablagerungen beteiligt, finden sich in fast allen erdgeschichtlichen Schichten vor und haben bisweilen mächtige Felsen gebildet, wovon die Berge von Caltanissetta in Sizilien, die Gebirge der Mikobaren und der Insel Barbados ein gewichtiges Zeugnis geben. Viele Radiolarienschlamm sind in sogenannten Radiolarit, in feste Kieselstiefer, Zaspis oder Hornsteine umgewandelt worden, d. h. die Lücken zwischen den Skeletten und ihren Höhlungen wurden mit Kieselssäure ausgefüllt.

Auch kieselige Skeletteile bestimmter Schwämme sind häufig den verschiedensten Schichtlagen der Erde eingestreut. Denn sofern sich die Kieselnadeln abgestorbener Schwämme mit allerlei anderen Substanzen verbinden, tragen sie in bescheidenem Maße zur Gesteinsbildung bei. Bilden doch Kieselchwämme die überhaupt größte Gruppe aller Schwämme, die in allen

Meeren und Meerestiefen verbreitet sind und verbreitet waren. Vielleicht ist die erdgeschichtliche Bedeutung der Kieselchwämme mehr darin zu erblicken, daß ihre Kieselnadeln zumeist wie Reibplatten wirkten, die, durch wechselnden Wasserstrom bewegt, Kalkablagerungen bearbeiteten und zerblätterten.

Es leuchtet ein, daß eine solche Tätigkeit, wie etwa die der Bohrschwämme, im Laufe der Jahrmillionen sehr wesentlich zur Formung des Erdbildes beigetragen hat. Man muß nur mit offenen Augen die Natur durchwandern, um nacherlebend die oft wundersamsten Wege des Werdens zu entdecken.

Der Verfasser will zeigen, wie durch die stille, aber unablässige Tätigkeit kleiner Lebewesen im Laufe der Zeit ungeheure Umwälzungen hervorgerufen werden, die Inseln und Gebirge schaffen und das Antlitz unseres Planeten allmählich umgestalten. In einem folgenden Aufsatze wird ein Nachmann nachweisen, daß im Kreislauf der Natur auch das Umgekehrte stattfindet: daß die in unabsehbaren Zeiträumen geschaffenen Neubildungen auch keinen ewigen Bestand haben, sondern von den Kräften der Natur, die sie hervorgerufen haben, selbst wieder von allmählicher Vernichtung bedroht sind.

Die Schriftleitung



Im Verlaufe der Erdgeschichte wurden solche Lager bisweilen trockengelegt und zu ganzen Gebirgszügen geformt. Der Mensch wird zum Nutznießer der hauptsächlich durch tierische Reste gebildeten Gesteine



Schon die alten Ägypter benutzten zum Bau ihrer Pyramiden ein Gestein, das aus den Kalkschälchen der Linsentierchen zusammengesetzt war



# Pfropfchen

## Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

5. Fortsetzung

Die Großen standen hüben und drüben am Bett der Kleinen und sahen einander seltsam an. Sie hatten einen leisen Furchtgedanken: Würde Phichen auch heute wieder angstvoll nach der Mutter fragen?

Phichen erlöste sie aus ihrem Zweifeln: „Heute mußt du aber mit mir beten!“ sagte es zu Hannemann, mit einem Blick: Die Tante kann gehen!

„Und willst du nicht der Tante gute Nacht sagen? Sieh mal: Sie hat dir doch das schöne Bettchen zurechtgemacht!“

„Ach, ja!“ Phichen streckte die Arme aus. Und als Frau Hermine sich niederbeugte, wurde sie herzlich an den Haaren gezaußt: „Liebe Tante, gute Tante! Liebe Tante, gute Tante!“ Mit einem Kuß beschied sie sich dann und horchte nur von nebenan, was Phichen wohl für Geheimnisse habe.

„Sag mal“, raunte Phichen und zog Hannemann am Bart noch näher an sich heran, „ist das das Bett von dem Engelchen?“

„Von welchem Engelchen denn?“

„Von eurem Engelchen!“

Hannemann machte große, erstaunte Augen und verstand nicht. „Was meinst du denn?“

„Ach, bist du dumm!“ rief Phichen und patschte dem alten Mann ins Gesicht. „Willst der liebe Gott sein und weißt nichts von dem Engelchen?“

Frau Hermine stand in der Türspalte und wollte ihrem einfältigen Theodor vorsagen. Aber er verstand nicht. Erst, als er Tränen in ihren Augen wahrte, begriff er Phichens Frage.

„Ach, so? Ja!“ machte er, als fälle es ihm nun ein. „Da sind ja so viel Engelchen im Himmel, viele hundert und tausend — da kann man eins schon mal vergessen . . .“

„Mußt halt in deinem großen Buch nachsehn!“ sagte Phichen halblaut. Ihre Augen schwammen schon vor Müdigkeit.

„Das werde ich gleich tun!“ entgegnete er eifrig und holte die Bibel aus dem Schrank herbei. Darin blätterte er nun, wie suchend, und hatte das Buch auf der Bettwand liegen.

Phichen sah die Blätter schwirren unter seiner Hand. Als er innehielt, tat es die Augen noch einmal groß auf und hatte seine liebe Mühe damit. „Wie heißt es denn nun?“

Er fuhr mit langem Finger über die Seiten, runzelte die Stirn und las sehr angestrengt, indem er die goldene Brille auf die Stirn schob. Dann seufzte er aus Herzensgrund und sagte langsam: „Das hat nun auch Phichen geheißt, mein liebes Kind.“ Kniff die Brauen ein, daß die Brille wieder auf die Nase rutschte, und hob sich sacht vom Stuhl auf.

Phichens vergehender Blick sah den lieben Gott groß über sich aufsteigen. Ihr schon zum Schlaf weich gebetteter Mund sagte nur noch traumverloren und hauchend: „Phi—chen?“ Dann war sie entschlummert.

Aus dem hellen Türspalt drang verhaltenes Schluchzen herein . . .

Bald wisperte das Haus davon, daß Hannemanns in ehelichem Unfrieden lebten und demnächst es wohl zur Scheidungsfrage kommen werde. Frau Schade hatte für genügende Verbreitung ihrer Wissenschaft und ihrer Ahnungen gesorgt! Nun hörten auch die unter und über Hannemanns wohnenden Parteien die verdächtigsten Geräusche. Daß Phichen einmal Purzelbaum schoß, bedeutete eine schwere Schlägerei zwischen den Ehegatten — für das Ohr der Frau Inspektor Müller im ersten Stock; und seine vergnügten Jubellaute schienen nichts anderes als Tränenausbrüche von Frau Hannemann. So erhörte sich die Umwelt die schlimmsten Dinge und Vorfälle, weil ihr nichts unliebsamer gewesen wäre als der Gedanke, es könne im geheimen sich ein Glück anspinnen und Wurzel fassen.

All diese Torheit und Mißgunst erwies sich als günstig für Frau Hermine Wünsche und Trachten, an Phichen Mutterstelle zu gewinnen. Phichens Dasein blieb auf solche Art länger verborgen, als es sonst möglich gewesen wäre.

Freilich: Das Kind ließ sich auf die Dauer nicht halten wie ein gefangener Vogel im Käfig. Es brauchte Luft und Sonne, sogar in der bald beginnenden kälteren Jahreszeit. Selbst auch verlangte es hinaus und vermied sehr die Spieltameraden auf der Straße, mit denen es tagaus, tagein zusammengewesen. Mehr und mehr fragte es nach ihnen: Was sie wohl machten? Und ob es hier nicht auch eine Erna, Eva, Martha und Berta, eine Libbi und Heddi gäbe, mit denen sie „Nulla-rulla“ und „Der schwarze Mann geht um“ spielen könne?

Da war guter Rat teuer. Kinder gab es im Hause einige wenige; aber wer konnte verhindern, daß das Schwagmälchen erzählte, wie es hierhergekommen sei? Nichts schien gefährlicher als das. So leid es Frau Hermine tat — sie mußte ihr kleines Vögelchen abgesperrt halten von aller nahen Freundschaft; und damit es nicht ausflüpfen könne, war die Flurtür stets verriegelt und verschlossen. Oft genug klinkte Phichen daran, auf die Zehen gestellt, und versuchte einen Blick hinaus, wenn die Tante Anlaß hatte, sie zu öffnen.

Frau Hermine bedrückte diese Beschränkung der goldenen Kinderfreiheit sehr. Sie fürchtete nichts mit größerem Bangen als Auflehnung und Mißtrauen ihres kleinen Pflinglings.

Nun waren sie ganz gut Freund miteinander geworden. Sie verstand es reizend, auf Phichens Einfälle mitspielend einzugehen, lag mit ihr stundenlang auf dem Teppich und machte alle Tollheiten mit. Sogar auf den Schrank durfte Phichen und dort oben Eichläschen spielen. Sämtliche Rissen mußten zum Nestbau herhalten, und Botan und die Tante waren die bösen Hunde, die sich vergeblich mühten und bellten und doch das pfiffige Eichhörnchen nicht erwischen konnten. Die Tante war dabei sogar der eifrigere von beiden Hunden. Botan machte nur ein dumm-erstauntes Gesicht, wandte einen treuen Blick hinauf, ehe er sich niederließ; er schien dann froh zu sein, daß ihm der kleine Quälgeist entrückt war . . .

Frau Hermine's Haushalt war nicht mehr so geordnet sauber wie zuvor. Im Gegenteil: Die hübschen Rissen verloren bald ihre würdige Steifheit. Oh, sie mußten sich viel gefallen lassen und lagen oft arg mißhandelt und zerbeult umher. Die Möbel hatten Pisse und Narben von Phichens Stiefeln, die Viele war mit langen Schrammen verziert, und bald mußte auch diese oder jene Zerbrechlichkeit das Zeitliche segnen und in den Mülleimer wandern.

Hermine nahm alles mit Geduld hin. Sie trug die nicht geringe Einbuße wie freudiges Opfer für ein besseres Gut, das sie jeden Tag sicherer zu erwerben trachtete. Was war alle Sauberkeit, all das Schnurgerade in ihrem Haushalt, das nun fünfundzwanzig Jahre darin gewaltet hatte, anderes gewesen als tödliche Langweile, Trauer, Ratlosigkeit nach den zerstörten Hoffnungen auf Erfüllung ihres Lebens mit Mutterchaft und Muttersein? So schwer es auch fiel, manches peinlich Gehütete daranzugehen, von Kinderhand im Nu verunstaltet zu sehen — sie verstand es immer besser, sich damit abzufinden. Alle Strafe, alle Verbote gegen Phichen unterließ sie. Sie glaubte, daß nur eine weitgehende Verwöhnung das Kind an sie binden könne. Nur das kindhafte Gefühl, man ist so gut zu mir, besser sogar als daheim, schien imstande, Phichen eine neue Heimat ins Herz zu legen, und mit jedem Geschenk sollte diese Welt aufgebaut und befestigt werden, bis der Kinderblick, überwältigt von soviel Neuem und Schönerem, vergaß, sich rückwärts zu wenden zu einem Heimweh.

Sie war sich darüber klar, daß sie sich auf solche Art eine rechte Last aufbürdete. Aber die mußte nun getragen werden — auf lange Zeit, bis die Schuld getilgt war an jenem fremden Elternpaar, dem sie nur das letzte Tröpfchen eines reichen Kindersegens fortnehmen wollte. Später dann sollte die Zucht strenger werden, und schließlich half die Schule. Nur erst sicher des Besten sein: — dahin ging all ihr Sinnen und Verlangen.

So sehr sich aber die alternde Frau mühte, Kind mit dem Kinde zu sein, so sicher erstarkte auch in Phichen das Gefühl, daß es eben Mühe sei, was ihr da einen unzureichenden Spieltameraden schuf. Niemals ließ die Tante sich etwas einfallen, das zum Spielen taugte. Sie machte nur willig mit, und darüber erlahmte die Erfindungskraft. Recht spielen läßt es sich



nur miteinander, wenn auch der andere etwas anstellt, das zum Mitmachen herausfordert. So nur entzündet sich der Wunsch nach großen Taten und Streichen.

Frau Hermine bemerkte sehr wohl, woran es mangelte, und sie sann darauf, es zu bessern. Es blieb kein Ausweg, der die weitere Verheimlichung des Kindes ermöglicht hätte. Besorgt stellte sie ihrem Manne vor, wie schwierig die Lage geworden war, ohne daß sie dem hätten ausweichen können.

Er wiegte den Kopf und zeigte ein bedenkliches Gesicht. Längst hatte er böse Schwierigkeiten erwartet. Die Sache konnte nicht lange gut gehen, und wenn seine Frau in das Kind nicht so vernarrt gewesen wäre, hätte sie bemerkt, daß er Sorgen darum hatte.

Schwer trug er an Selbstvorwürfen, schreckte oft des Nachts auf, bekam Herzklopfen und einen heißen Kopf. Dann wurde er allerlei Vorstellungen nicht los, die ihn in fiebrige Hitze jagten. Was sollte geschehen, wenn eines Tages die Polizei anklopfte? Wenn Wirklichkeit würde, was er mit Phichen kindischerweise gespielt und ihr als Teufel an die Wand gemalt hatte? Dann hieß es doch, geradeheraus zu sagen: „Ja, hier ist Phichen! Wir wußten nicht, wessen Kind sie ist. Wenn es nicht anders sein kann, nehmt sie mit! Und wie sollte er sich verteidigen, wenn man ihn fragte, ob er sich als alter Beamter nicht hätte sagen können, daß er das Kind nicht einfach wie seines behandeln durfte? Sich hinter Hermine verkriechen? Das war doch unmöglich, wenig mannhaft und feige.

Dabei sah er, wie seine Frau geradezu aufblühte durch den Umgang mit dem Kinde. Lebhafter war sie geworden, flink und freudig, wie umgewandelt. Jener Hauch von Schwermut, den sie bisweilen still und ohne Klage an sich trug, war verschwunden. Lichter war ihr Auge, heller ihre Stimme geworden. Jaft machte sie eine Erneuerung durch, wie die leibliche Mutter, die nach den Fährnissen der Geburt dem Leben voller zurückgegeben ist, als sie ehemals es jemals war. Und er? Auf ihm lag die Sorge und durfte nicht laut werden, wenn er nicht ein Glück stören wollte, dessen Wachstum er oft mit gerührtem Blick zusah.

Da stand nun Hermine mit ihrer Frage, die so selbstverständlich war wie die Frage nach dem täglichen Brot. Das Kind brauchte Gesellschaft, Luft, Sonne. Wie konnte man das nur vergessen? Jetzt fiel es ihnen ein: Welche Narren waren sie doch mit ihrer Heimlichkeit, die aller gesunden Regung ihres Schüglings widerstritt!

Schon ungeduldig wurde sie über sein zähes Überlegen und Nachdenken. Konnte er nicht rasch etwas antworten? „Du tust wahrhaftig, als sagte ich dir etwas ganz Neues, als wüßtest du selber nichts von alledem!“

Sie war jetzt öfters ungeduldig gegen ihn. Er tat alles so langsam und bedächtig, daß es ihr in den Fingerspitzen zuckte. Früher hatte sie nichts dagegen gehabt: Mochte er seine Schrullen behalten! Mochte er übergenuß dies und das so und nicht anders an seinem Ort wissen wollen! Nun aber erregte es sie, machte es sie ärgerlich. Kam es jetzt noch auf all das an, da größere Dinge für sie auf dem Spiel standen?

Da suchte er zum Beispiel die Zeitung von gestern, weil er etwas noch nicht gelesen hatte. Konnte er sich nicht denken, daß Phichen sie längst zum Zerschneiden gebraucht hatte und daß die Tante für Wotan daraus einen Helm falten mußte? Er aber vermochte sich nicht vorzustellen, daß es nun um die Zeitung geschehen sei. Anstatt sich den Helm hinterm Schrank zu suchen und ihn sich selber aufzusetzen!

So war es auch jetzt. Er mußte erst überlegen: Wie stand das nun eigentlich? Der Tatbestand mußte erst einmal ermittelt werden, ehe man dazu Stellung nehmen konnte. Es roch geradezu nach Behörde, Polizei und allem sonst noch Hassenswerten, wie er sich verhielt. Sie stieß ihn recht unsanft gegen die Schulter, daß er aufwache und lebendig werde.

Er sah sie über die Waagen erstaunt an. So gewalttätig zu werden gegen einen Mann, der auf die Sechzig ging! Er zog den Bart durch die Finger, räusperte sich und sagte: „Ich hab' es mir ja gedacht. Es mußte wohl so kommen, Hermine. Du bist zu Ende mit deinem Latein!“

Sie lachte böse. „Hast du dazu Griechisch auf der Schule gelernt, daß du mir solche Weisheiten verzapfst? Der Mann soll eben klüger sein als die Frau! Was aber tut ihr Männer? Ihr habt in Wahrheit von nichts eine rechte Ahnung!“

Das belustigte ihn. Er lachte, daß ihm der Kopf einige Male vergnüglich ruckte. „Es scheint mir fast, als wärst du wieder der jugendliche Brausekopf, der du mit Zwanzig einmal warst! Da hast du mir auch versichert, ich sei ein Dummrian. Ich dachte schon, mit den Jahren habe sich's verwachsen bei mir. Aber das stimmt nun, scheint's, doch nicht?“

„Besonders viel eingefallen ist dir ja nie!“

Sie ließ sich nicht abbringen, und ihr war, als sähe sie plötzlich mit unbarmherziger Schärfe, wo seine schwachen Seiten lagen.

Er aber verlegte sich auf den behäbigen Humor, der immer wieder die gemeinsame Stimmung hochgehalten hatte, und sagte: „Es scheint fast, da ist mir auch nichts Gutes eingefallen, als ich dir Klein-Phichen in der großen Tüte mit heimbrachte! Am Ende war es eine rechte Torheit, für die mir der Himmel nun den Kopf wäscht — durch meine Frau?“

Da konnte sie nun auch nicht länger widerstehen. „Ja, ja!“ rief sie. „Das muß schon wahr bleiben, Alter du! Damit scheinst du dich recht übernommen zu haben — für lange Zeit! So muß ich denn schon selber sehen, wie ich es weiter vorantreibe mit unserm kleinen Quieselfsturz.“

Das beste sei, man bringe Phichen in den Kindergarten, schlug sie vor, und zwar nicht in den nächsten besten, damit es nicht so leicht Nachbarkinder treffen könne. Mit der Heimlichkeit sei es freilich dann vorbei. Das schade auch nichts. Phichen sei eben das Pflegekind. Das könne man mit gutem Gewissen erklären, denn das war die Wahrheit. Nur dürfe man nicht verlegen oder gar geheimnisvoll tun, sondern, im Gegenteil, stolz und froh, ja, den eigenen Jahren überlegen und voller Zuversicht auf das Gedeihen des kleinen Anhängsels, das man sich aufgeladen hatte . . .

Über die Maßen einfach und verständig schien Frau Hermine alles, indem sie es aussprach. Daß ihr das bisher nicht von selbst eingefallen war! Jetzt, da sie es dem bedenklichen Manne vorstellte, stand zum Greifen deutlich vor ihr, wie alles kommen mußte.

Hannemann war nicht so beweglich. Er wiegte wieder sein weißes Haupt und laute auf einer Bartsträhne.

Hermine konnte das schon gar nicht mehr aushalten: dieses Wichtige, hinter dem nichts war. Was mußte das für ein Amtsbetrieb sein, wenn Leute wie ihr Mann da etwas zu sagen hatten!

„Sag doch was Befres! Wenn dir was einfällt!“

„Etwas anderes weiß ich ja auch nicht. Aber ich gebe dir zu bedenken, daß die lieben Mitbewohner im Hause alles daran setzen werden, Phichens Herkunft zu erforschen. Vielleicht fragen sie es einfach selber aus?“

„Daß das nicht geschieht — dafür laß mich nur sorgen!“

„Oder sie zeigen uns schließlich an? Dann müssen wir verhört werden. Und der Polizei können wir nichts erzählen!“

„Die werden sich hüten! Und wenn wir auf die Polizei sollen, verreise ich einfach mit dem Kinde.“

„Und ich?“

„Du weißt eben von nichts! Die kriegen mich nicht!“

„Hermine!“ warnte er. „Du bist das reinste Kind! Das wäre wohl das Dummste, was du tun könntest: dich zu verbergen. So leicht ist das nicht! Und wenn man mich auf Ehre und Gewissen nach deinem Verbleib fragt, muß ich dich doch verraten.“

„So? So? So also bist du? Verraten willst du mich? Und das nennst du Gattentreue!“ Sie hatte Tränen des Zorns in den Augen.

Er lächelte. „Aber, Minchen — dummes, Kleines!“

„Ach, ja: So sagst du immer, wenn du dich weise dünkst! Aber ich weiß nun Bescheid! Und ich sage dir: Wenn du nicht dafür sorgst, daß ich das Kind behalten darf, so trennen sich unsere Wege! Verstanden?“ Sie zog ihr Taschentuch und hatte viel und lange damit zu tun.

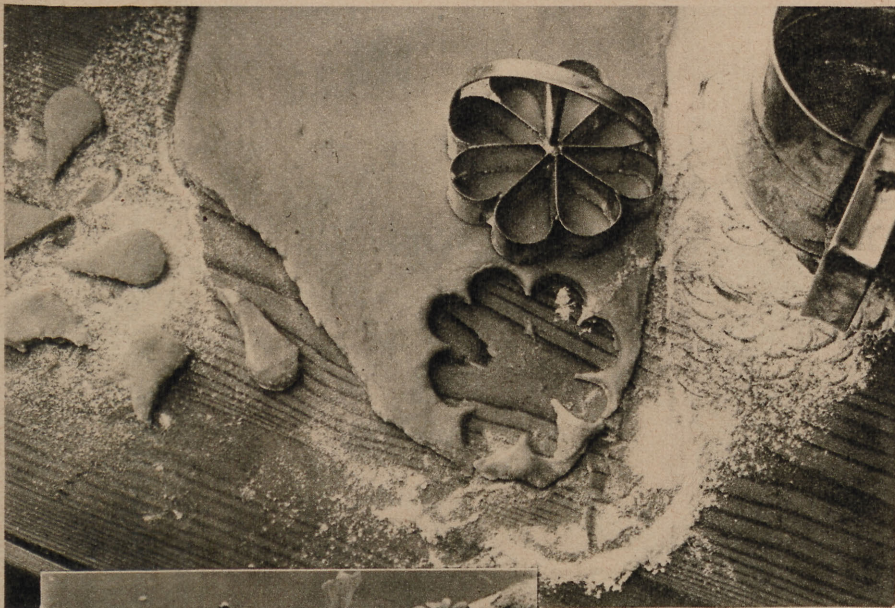
Er tätschelte ihr den Arm und suchte sie zu beruhigen. Aber sein Trost wollte lange nicht verfangen . . .

Das war der Tag, da Frau Inspektor Müller und Frau Oberpostsekretär Schade es deutlich hatten weinen hören aus Hannemanns Wohnung. Sie sahen auf die Uhr und berichteten einander übereinstimmend. Kein Zweifel bestand mehr: Eine Ehe-tragödie bereitete sich da vor! Man konnte nur mit Spannung warten, wie sie ausgehen würde . . .

(Fortsetzung folgt)



# Müzenmandeln, das rheinische Fastnachtsgebäck



Die Mändelchen werden mit der Form ausgestochen



Aufnahmen von Else Reinhardt  
Zeichnungen von M. Leuschner

Bald wird der Korb voll Mändelchen  
geleert sein ...

Rechts: Rautenmüzen müssen dick mit  
Zucker bestreut werden



Zu den Müzenmandeln rühren Sie 60 g Butter, 80 g Zucker, 2 Eier, 1 Messerspitze Salz, 1 Eßlöffel Zitronensaft\* und die abgeriebene Schale einer halben Zitrone und kneten diese Masse kurz mit 250 g Mehl, das mit  $\frac{1}{4}$  Teelöffel Natron gesiebt wurde. Sie rollen den Teig etwa 1 cm dick aus, stechen mit einer Müzenmandelform oder mit einem Likörglas Plätzchen oder auch Ringchen aus und backen sie in schwimmendem Fett unter ständigem Rütteln zu goldgelber Farbe. Die etwas abgekühlten Müzenmandeln bestreuen Sie mit vanilliertem Puderzucker. Diese Mändelchen sind auch ein gutes Dauergebäck und eignen sich, wegen ihrer Form und weil sie nicht zerbröckeln, ausgezeichnet als Wanderproviant.

Bei der Herstellung der Rautenmüzen haben Sie verschiedenes zu beachten. Da ist vor allem von ausschlaggebender Bedeutung das schwimmende Fett oder vielmehr die Flüssigkeit, in der die Müzen, untertauchend und unter Säuseln und Prasseln an die Oberfläche wieder emporsteigend, sich blähen und hellgelb färben. Sagen wir es kurz und schlicht: In reiner, ausgekochter Butter von der Kuh oder in einer Mischung aus eben diesem Butterschmalz und ausgekochtem Schweinsnierefett entwickeln sich die Müzen zu allerfeinstem Geschmack und mürbester Beschaffenheit.

Das charakteristische Merkmal rheinischer Müzen ist eine gewisse Hohlbäumigkeit sowie eine bläsigte Oberfläche. Diese vor allen Dingen zu erstrebende Beschaffenheit ist zu erzielen einmal durch den richtigen Hitzegrad des Fettbades und andererseits durch die Dicke, vielmehr Dünne des ausgerollten Teiges. Die thermometerbewaffnete Hausfrau reguliert auf etwa 185 Grad Celsius unter Vermeidung der Blauroauchtemperatur und andererseits auch einer zu niedrigen Hitze, die das Gebäck nur überfettet. Mit anderen Worten: Das Fett darf nicht zu heiß werden, damit sich das Gebäck dehnen und lockern kann. Diese Temperatur ist etwa dann erreicht, wenn die mit feuchtem Finger berührte Außenwand der Fettpfanne zischt, sich aber dabei Mäßigung auferlegt, denn das starke, heftige Zischen verrät eben den in dieser Angelegenheit nicht erwünschten zu hohen Hitzegrad.

Zu dem Müzenteig hacken Sie auf dem Backbrett 250 g Mehl mit 100 g Butter zu Grütze und vermischen mit  $\frac{1}{2}$  Teelöffel Salz, 1 Eßlöffel Zucker, 1 zerquirlten Ei, 2 Eßlöffel Rum, 3 bis 4 Eßlöffel Milch oder Rosenwasser. Sie überlassen diesen Teig, zur Kugel geformt, zugedeckt etwa einer halben Stunde der Ruhe. Er läßt sich besonders leicht ausrollen, wenn er über Nacht im Kühlen steht.

Was nun dieses Ausrollen anbetrifft, so übertrumpfen Sie noch die klassische Messerrückendicke und plätten den Teig behutsam und elegant zugleich aufs dünnste, sagen wir einmal bis zur Dünne eines Kartenblatts. Sie schneiden oder rädeln verschobene Vierecke von etwa 6 bis 8 cm Seitenlänge. Sie lassen diese Stücke mit der Spitze der Länge nach einen Kopfsturz ins Bad machen, daß sie ganz und gar untertauchen, und wenn sie wieder emporkommen, helfen Sie mit dem Drahtlöffel etwas nach, damit sie sich zuerst flach legen und dann ungehindert ausdehnen können. All dies geschieht unter ständigem Rütteln. Auf beiden Seiten hellgelb gebacken, werden die Müzen abgetropft, mit Puderzucker bestreut, warm oder kalt serviert.

Dies sind die echten rheinischen Müzen. Aber ganz unter uns gesagt, können Sie jeden nicht zu fetten Mürbeteig, dem Sie auf 250 g Mehl etwa  $\frac{1}{10}$  l Flüssigkeit zusetzen, selbst Reste, die Ihnen vielleicht bei der Herstellung eines Obstkuchens bleiben, in Schmalzgebäck verwandeln. Der Teig muß sich nur gut ausrollen lassen. Dünn, dünner, am dünnsten. Natürlich schmeckt er auch etwas dicker ausgerollt ganz gut. Müzen können Sie bis zu acht Tagen gut aufbewahren. Sie sind im Verein mit säuerlichem Kompott ein vorzüglicher Nachtisch, ebenso ein gutes Teegebäck. Aber zum Karneval, Verehrteste, da schwingen Sie sich vielleicht mal sogar zu Phantasien empor, zu munteren Einfällen: Schleifen, Knoten, überhaupt Verschlungenem, Fischlein und Schlänglein und — warum nicht? — Sternen und Monden vom Himmel? Ganz sicher aber zu ein paar Knallbonbons und ein bißchen Konfetti für die großen und die kleinen Kinder. E. Reinhardt



Vor einigen Jahren entdeckte die Wissenschaft, daß die schwerste Form der Blutarmut, die perniziöse Anämie, der man bis dahin vergeblich beizukommen suchte, durch den Genuß von Leber geheilt werden konnte. Wenn auch der reichliche, längere Zeit andauernde Genuß von Leber der genauen Kontrolle des Arztes unterliegen sollte, so kann man doch bei weniger schwierigen Fällen von Blutarmut wöchentlich ein bis zwei Lebergerichte auch ohne ärztliche Überwachung mit Vorteil verabfolgen.

Leber ist sehr wohlschmeckend und ein sehr ausgiebiges Nahrungsmittel, das zu den verschiedensten Gerichten verarbeitet werden kann. Grundbedingung ist, die Leber niemals zu lange zu braten, weil sie dann ihren Heilwert verliert. Sie muß beim Durchschneiden blaßrosa aussehen und sehr weich sein. Fünf Minuten Bratzeit für eine Scheibe Leber ist ausreichend. Vor dem Braten wird die Leber stets mit feinem Weizenmehl paniert. Panaden von Ei und Semmelmehl sind ungeeignet. Gerade das Weizenmehl macht die Leber noch zarter und erhält ihr den Saft beim Braten.

Die einfachste Art, Leber sehr schnell zu bereiten, ist: sie in steigender Butter zu braten und auf Kartoffelbrei, Makkaroni oder Butterreis anzurichten. Eine Abänderung erzielt man schon durch die beliebte Beigabe von Apfelscheiben und Zwiebelringen beim Braten. Gänseleber wird gern auf diese Weise zubereitet. Oder man bestreicht die Leber nach dem Anbraten mit etwas gutem Mostrich und brät sie schnell fertig. Ebenso kann man sie auch mit Tomatenmark oder Sardellenbutter bestreichen, oder man brät sie mit feinen Kräutern.

In Butter gebratene Leber schmeckt ausgezeichnet kalt, wenn man dazu eine Cumberlandsoße gibt.

Ein vorzügliches Gericht, das auch als Sonntagsbraten empfohlen werden kann, ist die gespickte Leber in saurer Sahne. Man wählt dazu für fünf Personen ein besonders schönes Stück Kalbsleber von ungefähr anderthalb Pfund, das man im ganzen läßt und mit Speckstreifen spickt. Mit einer großen Zwiebel wird diese Leber in steigender Butter von allen Seiten schön angebraten. Dann erst salzt und pfeffert man die Leber und gießt nach und nach einen Viertelliter saure Sahne darüber, sowie etwas kochendes Wasser in die Kasserolle. Zugedeckt, dämpft die Leber dann eine halbe Stunde, indem man sie zwischendurch einmal umwendet. Die sehr schmackhafte Soße wird mit etwas Mehl gebunden. Wer es liebt, kann noch etwas Zitronensaft und Zucker dargeben. Kartoffelschnee oder -brei schmeckt am besten dazu. Als Beigabe grüner Salat, Apfelmus, Preiselbeeren.

Tomaten mit Leberfüllung. Je nach der Anzahl Tomaten, die man füllen will, brät man ein bis zwei Scheiben Leber und treibt sie mit zwei bis drei eingeweichten Semmeln durch die Hackmaschine. Etwas Butter, ein Ei sowie feingehackte Petersilie und Schnittlauch werden mit der Masse vermischt, die man nach Salz abschmeckt und in die ausgehöhlten Tomaten füllt. In sehr reichlich gebutterter Form läßt man sie im Ofen gar werden.

Leberrisotto. Ein halbes Pfund

# Heilmittel Leber, immer genussreich



Die Leber wird von beiden Seiten gut angebraten und mit saurer Sahne begossen



Man könnte meinen, dies sei ein Stück Wild, aus dem die Knochen entfernt wurden — es ist aber eine ganze, sorgfältig gespickte Leber



Vor dem Braten wird die Leber mit feinem Weizenmehl paniert, wodurch der Bratensaft voll erhalten bleibt





**Feines Leberisotto**  
Ein schmackhaftes Gericht,  
das im Handumdrehen  
fertig ist, wie's gemacht  
wird finden Sie rechts oben

Aufnahmen: Traute Walther



Eine delikate Abwechslung: Tomaten mit  
Leberfüllung. Versuchen Sie das mal!

trockenen Reis läßt man mit einer würflich geschnittenen Zwiebel in 60 Gramm Butter goldgelb rösten. Dann füllt man ihn zum Ausquellen mit Wasser und gibt eine kleine Dose Tomatenmark sowie Salz und etwas Paprika dazu. Inzwischen brät man ein halbes Pfund Kalbsleber knapp fünf Minuten, schneidet sie würflich und gibt sie ebenfalls an den Reis, bevor dieser gar ist.

Sehr gut ist auch ein Brotaufstrich von Geflügelleber, die man nur ganz kurz überbrät. Fein gehackt, wird sie mit gehacktem Ei und Zwiebel, etwas Hühner- oder Gänsefett sowie Salz und Pfeffer vermischt. Man kann auch einen Brotaufstrich aus roher Leber herstellen, zu dem man ganz besonders frische Kalbsleber nimmt, die man fein schabt und mit etwas gewiegter Zwiebel, etwas Apfel und Delikateßgurke sowie einem Eidotter vermischt und mit Salz und Pfeffer abschmeckt. Dieser Aufstrich ist ebenfalls sehr gut auf gebuttertem Röstbrot.

**Lebercreme auf Röstbrötchen.** Man macht von Butter eine helle Mehlschwitze, die man nur mit soviel süßer Sahne ablöscht, daß die Masse breiartig bleibt. Mit etwas Zwiebel verwiegte Geflügelleber oder feingeschabte Kalbsleber sowie Salz und Pfeffer kommen hinzu und je nach Menge 1—2 zerdrückte harte Eigelb. Man kann nun entweder mit etwas Mostrich oder englischer Soße oder Tomatenketchup, gewiegten Sardellen oder etwas Madera abschmecken. Das Ganze läßt man 2 Minuten aufkochen, streicht es auf heiße Röstbrötchen, die man sofort auf den Tisch bringt.

**Leber-Ragout in Bier.** Die in größere Würfel geschnittene Leber wird in Mehl gewälzt und mit einigen Speckwürfeln und einer Zwiebel in steigender Butter angebraten. Dann gießt man eine Flasche Weißbier dazu, fügt ein kleines Lorbeerblatt, einige Gewürzkörner, Salz und etwas Paprika sowie etwas Kochpfefferkuchen hinzu, den man vorher eingeweicht hat. Das Ragout darf nur auf ganz schwachem Feuer eine halbe Stunde schmoren und kann zum Schluß noch mit Zitronensaft und Zucker abgeschmeckt werden.

Auch ein Haschee läßt sich von Leber herstellen. Die rohe oder kurz überkochte Leber wird dazu nicht zu fein gewiegt und in Butter und Zwiebel gedämpft. Dann füllt man etwas Fleischbrühe (aus Maggiwürfel) auf und bindet mit Mehl. Man kann dann noch mit etwas Zitronensaft oder Wein abschmecken, nötig ist es aber nicht. Dieses Haschee schmeckt ausgezeichnet, wenn man es der Abwechslung halber über in Butter heißgemachten Ananasscheiben anrichtet.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß feinswürflich geschnittene kalte Leber in fast allen Salaten untergebracht werden kann. Vorzüglich ist eine Zusammenstellung von Leber, Ananas, Äpfeln, gehackten Eiern und einigen Nüssen, die man mit etwas gesüßter, leichter Mayonnaise verbindet.

Für Kinder und natürlich auch für Erwachsene läßt sich rohe, feingewiegte Leber sehr gut in einen Schokoladenpudding rühren. Man kann entweder die Leber in dem Augenblick begeben, in welchem man den Pudding vom Feuer nimmt, oder man läßt sie einmal kurz mit aufkochen. Der Geschmack der Leber verbindet sich sehr gut mit dem der Schokolade. Traute Walther



## Delphine im Süßwasser

Im allgemeinen gilt der Delphin als Meerbewohner, und es ist keineswegs allgemein bekannt, daß einige Arten dieses sagenberühmten Geschlechts in Flüssen leben. Man nimmt an, daß sie sich dem Leben im süßen Wasser angepaßt haben, obwohl es sich ganz gut denken ließe, daß die Landsäugetiere, von denen die Delphine abstammen sollen, zuerst in die Flüsse gegangen sind. Es wäre dann der Aufenthalt im Süßwasser ein Übergang zum Leben im Meere gewesen. Die heute in Flüssen lebenden Delphine gehören zu den sogenannten Schnabeldelphinen. Sie halten sich im Unterlauf großer Ströme auf, was allerdings für die Theorie spricht, daß diese Tiere vom Meer ins süße Wasser übergesiedelt seien. In den Flüssen Südamerikas findet sich noch die Inia, ein zwei bis drei Meter langes Tier von durchaus fischartigem Aussehen. Die Inia ist, nach Sokolowsky, auf der Oberseite blaßblau, auf der Unterseite dagegen rosa gefärbt, doch sollen auch ganz rosenrote Exemplare gesehen worden sein. Die einheimische Bevölkerung will vom Fleische der Inia nichts wissen, da es für giftig gehalten wird. Noch eine andere Delphinart lebt in südamerikanischen Flußgebieten. Beide Arten nähren sich von Süßwasserfischen; die Inia soll auch Baumfrüchte, wenn diese ins Wasser fallen, nicht verschmähen. Auch die alte Welt besitzt einen Flußdelphin, den Gangesdelphin, der die großen Ströme Indiens bewohnt. Er soll infolge des Aufenthalts im Schlammwasser völlig blind sein. Außerdem gibt es noch Brackwasserdelphine, die sich in den Flußmündungen Südamerikas, Asiens und Westafrikas finden.

## Ballentrockene Topfpflanzen

Der Blumenfreund muß in der Zeit von Ende Februar bis Mai daran denken, seine Topfpflanzen in frische Erde umzusetzen. Ballentrockene Pflanzen werden, nachdem der Ballen beschnitten und gelockert ist, in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gestellt, damit sich dieser gehörig vollsaugt. Niemals darf man ballentrockene Pflanzen versetzen, ohne den Ballen vorher gut angefeuchtet zu haben. Sind die Abzuglöcher der neuen Gefäße mit Scherben abgedeckt, dann wird etwas Erde darüber gebracht und der vorbereitete Ballen darauf gesetzt. Durch Rütteln und Schütteln und durch Aufstoßen der Töpfe wird die neue Erde zwischen die Hohlräume gebracht und außerdem mit einem Holzstab nachgeholfen. Der Ballen wird niemals tiefer gesetzt, als er vorher gestanden hat. Die oberen Wurzeln sollen nur oben mit Erde bedeckt sein. Wichtig ist der Gießbrand. Schon deswegen darf nicht zu hoch gepflanzt werden. Viele Gewächse, wie zum Beispiel der Zierspargel oder die bekannte Schilblume (*Aspidistra*), erfordern das Freilassen eines entsprechend großen Gießrandes, um nach und nach neue Erde nachzufüllen. Nach dem Verpflanzen wird mit der Brause tüchtig angegossen, damit sich alle Hohlräume mit Erde schließen. Durch tägliches leichtes Spritzen wird die neue Wurzelbildung gefördert. Ein weiteres Begießen ist anfangs kaum nötig, weil die Wurzeln noch nicht imstande sind, eine zu große Feuchtigkeit aufzunehmen. Im Gegenteil, es besteht die Gefahr des Verfaulens. Tritt starker Sonnenschein ein, so sind die Pflanzen zu beschatten.



Fescher Hut aus Stroh und kleinen aneinandergesetzten Samtblättern

Frühjahrs  
HÜTE



Flotter Canotier aus rotem Bastgeflecht mit Silberschnalle, passend zum Kostüm



Modelle: Altaba, Berlin

Aufnahmen:  
Cläre Sonderhoff

Zu dem aparten Frühjahrs-  
hut wurde schwarzes Stroh verwandt  
und mit einem Bandeau aus  
pastellfarbenen Samtblättern  
verziert. Die Halsgarnitur stimmt in  
Material und Farbe überein





Moderner Canotier aus Velours transparent und Bangkokstroh mit weißen Parmaveilchen

Modell: Anne Wirtz, Berlin W 50

Scherl-Aufnahme für die „Gartenlaube“



Schwarze Strohkappe mit rot-schwarzer Rippschleifengarnitur  
Modell: Paula Schwarz, Berlin



Kleiner schwarzer Hut aus Phantasie-Stroh mit einem ausgefädelten Bandeau aus schwarz-weißem Ripsband

## Das Bügeln von Garderobestücken

Das scharfe Bügeln von Garderobestücken zieht, wenn das Bügeln häufig geschieht, den Stoff stark in Mitleidenenschaft; es ist daher ratsam, das Bügeln leicht über die Kleidungsstücke hinwegzuziehen, so daß die Arbeit des Bügelns in erster Linie durch den Wasserdampf des über das Kleidungsstück gelegten, gut angefeuchteten Lappens erfolgt. Auch die Beinkleider der Herrenanzüge bügelt man am vorteilhaftesten auf diese Weise. Die Bügelfalten prägen sich scharf aus, wenn man über die auf dem Plättbrett liegenden Beinkleider mit einem leichten Druck der Hände hinwegfährt.

## Etwas vom Wäschetrocknen

Auch im Winter hängt jede Hausfrau gern ihre Wäsche ins Freie zum Trocknen auf. Herrscht nun Frost, so friert die Wäsche. Oft muß man sie in gefrorenem Zustand abnehmen und muß dann bemerken, daß die Wäsche auch an die Leine gefroren ist. Gewaltsames Abreißen kann leicht zu Rissen führen. Wenn man die Leine in einer starken Salzlösung ausgekocht hat, ist dem Übel abgeholfen. Das gleiche macht man mit den Klammern.

## Ausbessern von Tapeten

Zum Kleben nimmt man Tapetenkleister. Lose hängende Tapeten müssen abgerissen, offene Stellen mit Zeitungspapier vorgeklebt werden. Das neue Stück muß so zurechtgeschnitten werden, daß es im Muster genau auf das alte paßt. Zum Kleisteraufstreichen nimmt man ein Tischbrett, das man mit Zeitungspapier auslegt. An den Randstellen darf der Kleister nicht stärker aufgestrichen werden. Das Ankleben erfolgt von oben nach unten senkrecht. Mit einer weichen Bürste werden dann an der Wand Blasen und Falten aus der Tapete herausgestrichen. Wird alte Tapete mit Leimfarbe überstrichen, so ist das die einfachste Lösung, ein Zimmer zu verschönern; vorausgesetzt, daß die Tapete noch fest an der Wand sitzt. Zum Abschluß zwischen Wand und Zimmerdecke nimmt man eine Strich- oder Musterschablone. Zum genauen Anlegen nimmt man eine Schlagschnur. Bei Gebrauch von Schablonen benutze man einen kurzen Borstenpinsel und nehme wenig Farbe.

## Das Reinigen der Fensterscheiben

Das Reinigen der Fensterscheiben gehört zu den häuslichen Arbeiten, die manche Hausfrau gern von einem Tage zum anderen aufschiebt. Sie kann sich nicht zu dieser Arbeit entschließen, da sie es seit jeher gewohnt ist, die schwierigsten Methoden hierbei in Anwendung zu bringen. Und dabei gibt es ein Mittel, in kürzester Zeit und bei geringster Anstrengung die gleichen oder vielleicht sogar bessere Erfolge zu erzielen als bisher. Man nehme ein Leinenlappchen, schütte auf dieses etwas Schlemmkreide und verfertige sich hieraus ein festschließendes Beutelchen. Man taucht dieses Beutelchen leicht ins Wasser und fährt alsdann mit ihm über die Scheiben. Mit einem weichen trockenen Lappen reibt man nach und erhält so eine spiegelblanken Scheibe. Auch weißlackierte Küchenmöbel usw. lassen sich auf diese Weise gut reinigen.





# VON Bühne UND Film



Die junge Schauspielerin **Erika Fischer**, die in dem Drama „Komparserie“ von **Richard Duschinsky** im Theater des Westens in Berlin durch ihre unmittelbare Ausdruckskraft Beachtung erregte. Das Stück behandelt die Notlage engagamentloser Schauspieler  
Aufn. Scherl



Szene aus dem neuen Ufa-Tonfilm „Morgenrot“. — Das U-Boot ist gerammt und liegt 60 m unter dem Meeresspiegel auf Grund. Der Kommandant, Kapitänleutnant Liers, und seine Kameraden (von l. nach r.: Paul Westermeier, Rudolf Forster als Kapitänleutnant, Fritz Genzschow, Franz Miklisch, Gerhard Bienert)

## „Was wissen denn Männer?“

Ein neuer Ufatonfilm. Der junge Konfektionsreisende (Hans Brausewetter) lernt Hertha Barthel (Tony van Eyck) kennen, die in der Buchhandlung ihres Vaters bedient. Ihr Verehrer sieht mißtrauisch zu (Fritz Odemar)



Auch der Stoff zu dem Lustspiel „Achtung! Frisch gestrichen!“ von **René Fautouis** im Berliner Komödienhaus ist einem besonderen Berufskreis entnommen: dem Kunsthandel. Eugen Klöpfer mit Käthe Haack (links) und Paula Denk. Regie: Viktor Barnowsky  
Aufn. Schmidt, Berlin



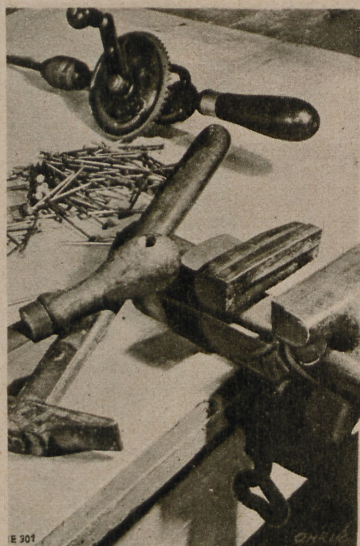
Das Alte Theater in Leipzig hob die neue Komödie von **Richard Billinger** „Lob des Landes“ aus der Taufe, die, wie seine übrigen Werke, wieder in der süddeutsch-österreichischen Landschaft wurzelt. In der Mitte Gretl Berndt als junge Bäuerin, die wesentlich zum Erfolg beitrug  
Aufn. E. Hoenisch, Leipzig



## Die neue Reichsregierung

Sitzend von links: Göring, Reichsminister ohne Geschäftsbereich und Reichskommissar für den Luftverkehr, Adolf Hitler, Reichskanzler, von Papen, Stellvertreter des Reichskanzlers und Reichskommissar f. Preußen. Stehend von links:

Franz Seldte, Reichsarbeitsminister, Dr. Gereke, Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung, Graf von Schwerin-Krosigk, Reichsminister der Finanzen, Dr. Frick, Reichsminister des Innern, Generalleutnant von Blomberg, Reichswehrminister, Dr. Hugenberg, Reichswirtschaftsminister und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft. Außerdem gehören dem Kabinett noch an: Freiherr von Neurath als Minister des Auswärtigen, Freiherr Eltz von Rübenach als Verkehrsminister und Dr. Gürtner als Reichsjustizminister



## Die Axt im Hause



verursacht manchmal kleine Verletzungen. Und dann? — Dann „Hansaplast elastisch“. — Leicht gedehnt angelegt, gibt „Hansaplast elastisch“ infolge der Querelastizität besonders guten und hygienischen Wundverschluss, vor allem aber: Er behindert Ihre Bewegungsfreiheit nicht. Haben Sie „Hansaplast elastisch“ stets zur Hand, in Ihrer Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, beim Sport und Spiel und in Ihrem Beruf. Beutelchen für die Brief- oder Handtasche, kleinere u. größere Packungen gibt es schon von 15 Pfg. an.

In Apotheken,  
Drogerien und  
Bandagengeschäften erhältl.

**Hansaplast elastisch**  
D. R. P.  **SCHNELLVERBAND**

## KUNST=AUSSTELLUNG Scherl=Haus

Februar 1933

**Fritz Preiss**  
Reiseeindrücke  
Aquarelle

Besichtigung erbeten / Eintritt frei  
**Eingang: Große Lesehalle**

Verkauf von Kunstblättern  
Größte Auswahl moderner Bilder  
für jeden Raum  
Geschmackvolle Rahmungen



## ... und zur natürlichen Teintverbesserung

ist die bekannte „Künstliche Höhengsonne“ zu empfehlen. Grau verfärbte Haut wird durch die Bestrahlung und nach leichtem Einreiben mit „Engadina“-Höhensonnen Teintcreme, rosig und sonnengebräunt — „wie vom Urlaub zurück“ — samtartig weich und glatt. Unreine Haut, Pickel und Mitesser verschwinden. Sommersprossen werden überdeckt.

Wir senden Ihnen gern (gegen 60 Pf. in Briefmarken) unsere neue illustrierte 60seit. Broschüre Nr. 514 und eine Probe Engadina-Creme zu.

**QUARZLAMPEN GESELLSCHAFT M. B. H.**  
**HANAU A. M. POSTFACH 11**

ZWEIGST. BERLIN NW 6, ROBERT-KOCH-PLATZ 2/11

**KÜNSTLICHE HÖHENSONNE - ORIGINAL HANAU -**



## Berufsberatung für die Frau Hausfrauenschulen

Bitte um Auskunft, wo und welche Hausfrauenschulen sich in der Nähe von Marburg/Lahn (Frankfurt — Kassel — Gießen) befinden.

XYZ, Eisenach.

Sie denken anscheinend an hauswirtschaftliche Fachschulen, die neben der Ausbildung für die hauswirtschaftlichen Erwerbsberufe auch diejenige für den eigenen Haushalt bieten, erwähnen aber leider nicht, ob dabei an den städtischen oder an den ländlichen Haushalt gedacht ist. In ersterem Falle kommen in Betracht: die Frauenarbeitsschule in Mainz (Feldbergplatz 4), je eine städt. Haushaltungsschule des Elly-Höllerhoff-Böcking-Stifts in Honnef, die Haushaltungsschule „Ramoth“ in Marburg-Wehrda, das Elisabethen-Haus und das Luisenhaus, Haushaltungsschulen der Mathilde-Zimmer-Stiftung in Kassel bzw. Kassel-Wilhelmshöhe, das Töchterheim des Diakonievereins in Kassel-Brasselsberg, die Haushaltungsschule des Töchterheims Kassel-Habichtswalde. — Für den ländlichen Haushalt nennen wir Ihnen die Wirtschaftliche Frauenschule des Reifensteiner Verbandes zu Bad Weilbach, Bezirk Wiesbaden, Post Flörsheim a. M.; die Landwirtschaftliche Haushaltungsschule Oberzwehren bei Kassel; Obstgut Schwalbenstein bei Balduinstein a. d. Lahn.

### Ansagerin beim Rundfunk

Welchen Weg muß man beschreiten, um den Beruf einer Ansagerin für den Rundfunk zu ergreifen? Ich hatte einige Jahre sprachtechnischen Unterricht, um zur Bühne zu gehen, bin auch verschiedentlich mit Erfolg aufgetreten, konnte aber aus wirtschaftlichen Gründen den Beruf einer Schauspielerin nicht beibehalten, sondern mußte einen bürgerlichen Beruf ergreifen. Mir liegt nichts daran, ab und zu zu einem Hörspiel herangezogen zu werden, vielmehr möchte ich fest angestellte Ansagerin werden; solche Stellen gibt es doch? Wie sind die Existenzmöglichkeiten einer Ansagerin? Obigens habe ich noch niemals vor einem Mikrophon gesprochen, eine eventuell erforderliche Ausbildung käme nur in L. in Frage.

K. R. in L. . . . g.

Die Zahl der überhaupt vorhandenen Ansagerstellen ist außerordentlich gering; noch geringer diejenige der an Frauen vergebenen Stellen. Überwiegend werden Männer dazu genommen, ein weiblicher Ansager ist vorläufig noch eine auffallende Erscheinung. Es müssen schon viele Gründe dafür sprechen, wenn eine Bewerberin den erstrebten Posten erhält. Ansager gehen meistens aus der

schauspielerischen Ausbildung hervor; denn das Hauptfordernis ist in der Tat sprachtechnisches Können, verbunden mit einem sympathischen, wohl-lautenden, deutlich vernehmbaren Organ. Nicht jede an sich sympathische und wohlklingende Stimme hat übrigens diese Vorzüge auch bei der Übertragung durch das Mikrophon. Wer im Rundfunk zu sprechen wünscht, gleichviel ob als Ansager, als Vortragsredner oder als Mitwirkender an einem Hörspiel, wird sich also wohl zunächst einer Prüfung seines Organs unterziehen müssen. — Vom Ansager wird außerdem Beherrschung mehrerer Fremdsprachen und eine vielseitige allgemeine Bildung verlangt, da seine Mitarbeit auch an anderen Aufgaben des Rundfunkbetriebs in Frage kommt. Je vielseitiger die Leistungen sind, die geboten werden können, um so näher rückt die Möglichkeit, daß die Bewerbung um einen frei werdenden Posten schließlich einmal Erfolg haben könnte. Aber sie ist auch im günstigsten Falle, wenn nicht besondere Beziehungen vorliegen, nur gering, weil naturgemäß die Zahl der Anwärter bzw. der Vorkommnisse diejenige der besetzbaren Stellen um ein Vielfaches übersteigt. Wenn Sie bei Ihrem Vorhaben beharren wollen, so müßten Sie zunächst versuchen, im Rundfunkbetrieb Fuß zu fassen, und sehr froh sein, wenn Ihnen gelegentlich die Möglichkeit geboten wird, an Hörspielen und dergleichen mitzuwirken. Wie wollen Sie, und wie sollen andere sonst Ihre Eignung erkennen?

### Tanzlehrekurse

Ich möchte zusammen mit meiner Schwester einen Tanzlehrekursus mitmachen. Wo und was für Ausbildungsmöglichkeiten gibt es? An wen muß ich mich wenden?

A. S., Ehingen a. Donau.

Zum Tanzlehrer für Gesellschaftstanz bilden private Tanzschulen aus, die in größeren Städten unter bewährter Leitung bestehen. Voraussetzungen für die Eignung sind: körperliche Gewandtheit, ansehnliche Gestalt, pädagogische und musikalisch-rhythmische Begabung, dagegen braucht man kein Instrument selbsttätig zu beherrschen. Eine gewisse Allgemeinbildung, sowie Sinn für äußere Formen ist gleichfalls notwendig. Tänzerische Begabung allein genügt also nicht. Die Kurse dauern 6—12 Monate. Wenden Sie sich zwecks Erlangung geeigneter Anschriften an den Reichsverband Deutscher Tanzlehrer, Leipzig N 22 (Hallische Str. 46) oder an die Sezession Moderner Tanzlehrer e. V. in Berlin W 15, Kurfürstendamm 23 (Lucy Antoine).

### Pilotin

Bitte um Auskunft, wie die Aussichten einer Berufspilotin, Fallschirmabspringerin oder Segelfliegerin sind. Wie hoch würden sich die Ausbildungskosten stellen? Könnten Sie mir Adressen von Schulen angeben?

M. H., Hademarschen.

Wir verweisen auf die in H. 40 1932 erteilte Auskunft „Flugzeugführerin“, wo auch Ausbildungsanstal-

ten und -Posten für die Sportfliegerin angegeben wurden. Die beruflichen Aussichten für Frauen sind im Segelflug gleich Null, auch sonst darf man, wie an der erwähnten Stelle bereits ausgeführt wurde, keinerlei Hoffnungen auf nennenswerte Einnahmen wecken, wenn auch — bei entsprechenden Verbindungen — Beschäftigung als Reklamefliegerin nicht ausgeschlossen erscheint. — Sportfliegerinnen finden Gelegenheit zu indirekter Ausnutzung ihrer Pilotenausbildung, wenn sie eine gewandte Feder haben und über ihre Eindrücke und Erlebnisse in Zeitschriften berichten dürfen. In dem Maße aber, wie das Frauenfliegen aufhört, eine Sensation zu sein, mindert sich auch das Interesse des lesenden Publikums für derartige Artikel. Jedenfalls kann man darauf seine Existenz nicht begründen. — Ähnlich liegen die Verhältnisse für die Fallschirmabspringerin. Vorführungen dieser Art zählen zu den Artistenleistungen, deren Bezahlung sich nach ihrem Sensationswerte richtet. Sie werden zur Zeit ungefähr mit je 150 RM bezahlt, während früher das Fünf- oder Sechsfache damit zu erzielen war. Die Handhabung erlernt man durch die Firma, von welcher man den Fallschirm bezieht.

### Krankenpflegeausbildung für Katholiken

Gibt es katholische Diakonissenhäuser, wo Katholikinnen unentgeltlich theoretische und praktische Ausbildung erhalten? G. L., Delitzsch b. Leipzig.

Wir raten Ihnen, sich mit dem Deutschen Caritasverband in Dresden, Rehefelder Str. 61, in Verbindung zu setzen, der Ihnen die für Sie in Frage kommenden Ausbildungsanstalten angeben wird. — Diakonissenhäuser kennt die katholische Kirche nicht; ihnen entsprechen die katholischen Krankenpflegegenossenschaften, die wie jene auf religiöser Grundlage beruhen. Hier wird die Krankenpflege weder als Erwerbsberuf noch als Selbstzweck ausgeübt, sondern als eine Forderung des Ordenslebens. Der Entschluß, der Genossenschaft der Grauen Schwestern, Borromäerinnen, Dominikanerinnen, Franziskanerinnen, Vinzentinerinnen, Ursulinen usw. beizutreten, bedeutet lebenslängliche Bindung, die Novize erhält selbstverständlich die für ihren Beruf erforderliche Ausbildung. — Unter den dem Verbands Deutscher Mutterhäuser vom Roten Kreuz angeschlossenen Schwesternschaften sind auch einige ausschließlich, überwiegend oder teilweise katholisch. Nachstehend einige Anschriften: Kathol. Fürsorgeverein vom Roten Kreuz, Köln-Lindenthal, Landgrafenstr. 33; — Westfälische Schwesternschaft, Gelsenkirchen, Knappschäftsstr. 6; — das Mutterhaus der Schwestern vom Roten Kreuz des Bayerischen Frauenvereins, Abt. I, München, Nymphenburger Straße 163; — die Krankenpflegeanstalt vom Roten Kreuz, Wiesbaden, Schöne Aussicht 41, der Verband Roter-Kreuz-Schwestern vom Vaterländischen Frauenverein, ebenda. Ob unentgeltliche Ausbildung gewährt werden kann, wird durch die Führungsnahme zu ermitteln sein.



## Stillvergnügt

genießt er die Wohltat des ärztlich und klinisch anerkannten Vasenol-Wund- u. Kinder-Puders, der d. Haut des Säuglings gesund und trocken erhält, Wundsein, Rötungen u. Entzündungen zuverlässig verhütet. In jede Kinderstube gehört deshalb:

# Vasenol

WUND- u. KINDER-PUDER · BABY-CREME

ZUR  
ERHALTUNG  
DER  
GESUNDHEIT

STAATL. FACHINGEN  
Mineralbr.  
Natürlicher



K. HUBSCHMANN

# Gartenlaube Kalender

Dieses beliebte Familienjahrbuch gibt Auskunft über alle Fragen des praktischen Lebens. Außerdem enthält es zahlreiche, der Unterhaltung gewidmete, reich illustrierte Beiträge bekannter Autoren.

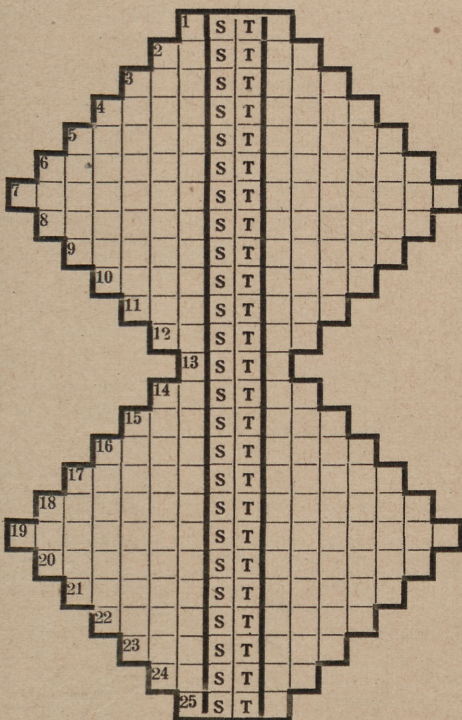
Preis nur 1 Mark.

Der Gartenlaubekalender ist dauerhaft in Pappe gebunden und in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl) G. m. b. H., Berlin



a a a a a a a a a a a a a a a a a a , b b b b , c c c c , d d  
d d d , e  
e e e e , f f f , g g g g g g g g g g , h h h h h , i i i i i i i i  
i i i i i i , k k k k k k , l l l l l l l l l l l l l l , m m m m m m m  
m m , n , o o o o o o o o  
o o , p p , r s s s , t t t t t t ,  
u u u u u u u u u u u u u u , w w w , z z



1. Weinort in
- Italien, 2. Bache,
3. mineralisches Ge-
- bilde, 4. weihnacht-
- liche Gestalt,
5. deutsches Rair-
- ergeschlecht, 6.
- Weinort bei Hei-
- delberg, 7. hoher
- Sanitätsoffizier, 8.
- Verwaltung, 9. be-
- rühmtes Indianer-
- buch, 10. Kirchen-
- vater, 11. Kampf-
- platz, 12. griechi-
- scher Held vor
- Troja, 13. Neben-
- fluß der Elbe,
14. schwarzhende
- Pflanze, 15. Schutz-
- kleid, 16. Teil des
- Fahrrades, 17. be-
- rühmter Roman
- von Tolstoi, 18. be-
- rühmtes Werk von
- Fritz Reuter, 19.
- Maitrant, 20. Mu-

stiftstück aus der Beer-Gynt-Suite von Grieg, 21. Gefühlsüber-  
schwung, 22. zierlicher Vogel, 23. Rurort in Graubünden, 24. Ne-  
benfluß der Elbe, 25. italienisches Fürstengeschlecht. 27 225

einen ersten Preis von . . . . .	500,—	Mark
einen zweiten Preis von . . . . .	300,—	Mark
einen dritten Preis von . . . . .	200,—	Mark
vier Preise von je . . . . .	50,—	Mark
ferner 50 Preise von je . . . . .	10,—	Mark

**Bedingungen:** Niemand darf mehr als höchstens drei noch nitrgend gedruckte Rezepte einfinden. Mit der Prämierung gehen die Rezepte in unser ausschließliches Eigentum über. Nicht prämierte Rezepte werden vernichtet. Unsere Entscheidung, der sich jeder Teilnehmer unterwirft, ist endgültig unter Ausschluß des Rechtsweges. Sobald eine genügende Zahl von Rezepten eingegangen ist, werden wir den Schlufstermin für die Einfindungen in diesem Blatt bekanntgeben. Für Rüchenszwecke ist unser Biciclin in Pulverform (Preis von 3,20 Mk. an in jeder Apotheke und Drogenhandlung) zu verwenden. Ausführliche Drucksache kostenlos von der Biciclinfabrik, Berlin SW 29/Ga.



ALLEINHERSTELLER: GUNTHER & HAUSSNER A.-G., CHEMNITZ



Wenn Sie einen Herd oder Ofen brauchen, warum nehmen Sie nicht die führende Marke?

## „Küppersbusch“

für **Herde u. Oefen** das weitaus größte und führende  
Werk Europas ist in der Lage, Ihnen **das Beste,**  
**Neueste** und **Preiswerteste** zu liefern!

Für Haushalterde und Öfen Verkauf in Fachgeschäften,  
wo nicht vorhanden, bitte sich an uns zu wenden

**F. KÜPPERSBUSCH & SÖHNE A.-G.**  
**GELSENKIRCHEN**



Wäsche kaufen? Keine Bange,  
Wäsche hält noch mal so lange,  
und das Waschen ist so leicht,  
wenn mit **BURNUS** eingeweicht.



Die grosse schmutzlösende Wirkung des BURNUS beruht auf seinem Gehalt an Enzymen (d.s. Verdauungssäfte). Diese Enzyme verdauen den Schmutz, können aber niemals die Wäschefaser angreifen. BURNUS ist in einschlägigen Geschäften erhältlich in Dosen zu 20 und 49 Rpf. Interessante Druckschriften über BURNUS kostenlos durch die **AUGUST JACOBI A. G., DARMSTADT**



## Silbenrätsel

a — be — ben — ben — beth — brenn — buh — chen — dail  
— däm — de — der — do — dor — e — ei — ei — erd —  
fer — fi — ge — ge — gel — glav — in — in — ka — kla  
— laub — le — ler — li — lo — lust — me — me — mer —  
mi — ne — ner — nes — ni — ni — o — pa — ra — re  
— re — ret — sa — schwa — sel — spiel — stand —  
sucht — te — thel — tiv — to — tri — tri — tungs — vo  
— wacht — war — zu

Aus vorstehenden 66 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Sophokles ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Mönchsorden, 2. Ränke, 3. Figur aus „Tannhäuser“, 4. Gefechtsinheit, 5. Drama von Shakespeare, 6. Gebirgstod der Julischen Alpen, 7. Stierkämpfer, 8. ornithologische Station, 9. Leidenschaft, 10. Anpreisung, 11. Bewußtseinsstrübung, 12. Naturkatastrophe, 13. hohe Auszeichnung, 14. Unkraut, 15. Symbol des Ruhmes, 16. Rivale, 17. militärischer Aufzug, 18. Verbform, 19. Bühnenwerk. 28936

## Versrätsel

Durch Himmel und Hölle erklingt's, wie ein Hauch,  
Und im heimlichen Pulschlag vernimmst du es auch.  
Es schwebt bei den Herren zuvörderst im Reihn,  
Und was hoch ist und herrlich, das schließt es ein.  
Dem Gedanken versagt sich's, nicht faßt's der Verstand,  
Doch in Blindheit ergreif's und du hast's in der Hand.  
Dem Felden ist's eigen, doch schuf es die Tat,  
Und die Heerschlacht beginnt's, doch fehlt es im Rat.  
Es schwellt dein Gefühl und vollendet dein Ich,  
Und zu Erz wird dein Herz, wenn es treulos entwich. 29061

## Auflösungen aus Nr. 5

Silbenrätsel: Ein guter Mensch bleibt immer ein Anfänger. —  
1. Eiserne Hochzeit, 2. Interei, 3. Rahum, 4. Gymnasium, 5. Urheide,  
6. Taucher, 7. Epifode, 8. Ranferei, 9. Münchhausen, 10. Eroika, 11. Rot-  
grotschen, 12. Schlittschuhlauf, 13. Chinchilla, 14. Batterie, 15. Veiteraffen,  
16. Einquartierung, 17. Intrigue, 18. Valthafar. Magische Figur:  
I. 1. Glas, 2. Kargo, 3. Frene, 4. Agnes, 5. Seest; — II. 1. Palme,  
2. Areal, 3. Venne, 4. Manon, 5. Glend; — III. 1. Gemme, 2. Email,  
3. Mahdi, 4. Midas, 5. Elfa; — IV. 1. Seele, 2. Effen, 3. Effig,  
4. Reine, 5. Engel; — V. 1. m, 2. Sem, 3. Stiel, 4. Meissen, 5. Meffe,  
6. Ree, 7. n.

## Neue Bücher

### Zerbrecht die Krücken

Krüppel-Probleme der Menschheit. Schicksalsstiefkinder aller Zeiten und Völker in Wort und Bild von Hans Würtz. Mit 81 Abbildungen und 3 mehrfarbigen Tafeln.

Der Erziehungsdirektor des Oskar-Helene-Heims in Berlin-Dahlem verfolgt mit diesem schönen und vielseitigen Buche in erster Linie einen ethischen und pädagogischen Zweck doppelter Art: den, das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen seiner Pflegebefohlenen und ihrer Schicksalsgenossen, kurz aller Krüppel, Gebrechlichen und Mißgestalteten, zu heben und ihnen den Erfahrungssatz einzuprägen, daß „eine Lähmung ein Hindernis des Schenkels, aber nicht des Willens“ sei; und zweitens, bei den gesunden und normalen Menschen für die tapferen Überwinder ihrer körperlichen Schwäche den verdienten Beifall zu finden und an Hand eines reichen Tatsachenmaterials die Erkenntnis zu fördern, daß die Stiefkinder des Schicksals geistig und seelisch nicht minderwertig, sondern vollwertig sind und als Sieger im Lebenskampf doppelte Anerkennung verdienen. Das Buch ist also eine Ermutigung und Ehrenrettung Entbehrter und zugleich eine Überraschung: Denn man glaubt kaum, wie zahlreiche Menschen, die durch ihre persönlichen Leistungen auf den Dank und Beifall der anderen Anspruch haben, zu solchen Siegern gehören. Immer wieder stockt man bei der Lektüre, wenn man auf Namen vom besten Klange stößt, die man unter ganz andere Gruppen als die der Krüppel eingereiht suchen würde, und die hier doch als solche — Wuchskrüppel, Häßlichkeitskrüppel usw. — aufgeführt werden. Mit ungeheurem Fleiß hat Hans Würtz so ein einzigartiges Material zusammengetragen und geordnet.

Verlag Leopold Voß, Leipzig

### Stiefkinder des Schicksals, Helfer der Menschen

Lebensbilder mutvoller Gegenwarts-Menschen, die trotz schwerer Körperfehler ihrer Zeit erfolgreich dienen. Von Gertrud Funderling. Mit 21 Abbildungen und Proben ihres Schaffens.

Der Grundgedanke dieses Buches ist derselbe wie der des unmittelbar vorher besprochenen Werks von Würtz. Aus der Fülle ihrer Leidens- und Siegesgenossen hat die Verfasserin ein Dutzend ausgewählt und uns mit ihrem Leben und ihren Kämpfen bekanntgemacht, ihre eigene Biographie der dieser Männer und Frauen anschließend. Wir finden manche Bekannte darunter, und auch den Lesern der „Gartenlaube“ werden die Gestalten unseres betrauten Carl Herrmann Unthan und des Humoristen Fritz Müller-Partenkirchen vertraut sein, aber desto lieber werden sie hier Persönliches über sie finden. Im Geleitwort finden wir das schöne Bekenntnis der Verfasserin, das den Inhalt ihres Buches zusammenfaßt: „Jede Körperbehinderung kann den Keim zu kraftvollem Selbstbehaupten durch gesteigerte Betätigung auf einer anderen Seite bilden.“

J. F. Lehmanns Verlag, München

### Ansichten

Von Alfred Polgar

Eine neue Reihe der feinsinnigen, sprachlich wie inhaltlich durchgearbeiteten „Randbemerkungen“ Polgars zur Zeit und ihrem Geschehen. Gern greift man immer wieder einmal zu diesem und seinen anderen Büchern für eine Kurzweil, die neben der Unterhaltung immer ein schönes Quentchen Anregung und Nachdenken vermittelt.

Verlag Ernst Rowohlt, Berlin



# Heilanstalten



von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer und Leiter.  
Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten  
und durch Scherls Reisebüro, Berlin SW 19, Krausenstraße 38/39



**Augenheilstalt**  
Dr. Gutsch, Berlin-Pankow  
Fernruf D 8 Pankow 3324  
Gr. Park / Fl. Wass. in all. Zim.  
Tagespr. Mk. 6,50 an / Prospekt

**Waldsanatorium „Schwarzeck“**  
in Bad Blankenburg - Thüringerwald  
für innere und nervöse Erkrankungen  
Besondere Abteilung für Rohkost und veget. Diät

### St. Josephs Heilanstalt

Berlin-Weißensee, Gartenstr. 1-5 • E 6 Weiß. 2271

f. Neurosen, Psychopathien u. Psychosen. Von allen  
Krankenkass. zugel. Maß. Pr. Mod. Therap. Groß. Park.

### SANATORIUM DR. VOGELER

Braunlage für innere Leiden Frauenkrankh. nerv.  
Oberharz Erkrankungen. Moorbäder. Diätiken.

Verdauungs-, Stoffw.-, Nerv.- u. n. operat. Frauenleid.  
Sanatorium-Hohenwaldau, Degerloch-Stuttgart.  
Naturheilverf. u. Homöop. Ärtzl. Leit.: Dr. med. Katz.

*Dr. Lahmanns*  
*Sanatorium „Weißer Hirsch“*

DRESDEN



PHYSIKALISCH-  
DIÄTETISCHE  
HEILANSTALT

Neuer Pauschal-Preis  
pro Tag von RM 15,50 an

### Solbad Kösen Haus Heria

Kindererholungsh. Dr. Klemm, Kinderarzt

Bad Mergentheim Dr. Böffingers Diätkuranstalt  
am Frauenberg für Magen-,  
Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, besonders Zuckerkrankheiten.  
Alle Bequemlichkeit

Kuranstalt Parkhof i. Rinteln a. d. W. (best. s. 1895)  
Für Nerv.- u. Gemütskrankheiten  
Entziehungs- u. Malarialkuren. 2 Aerzte. Maß. Preise  
(Pauschalkur.: 200 RM p. M.) Prosp. a. Anfr. Tel. Rint. 54

### Sanatorium Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. Heilanstalt für Lungenkranke

Abtlg. Kurhaus für höhere Ansprüche. Abtlg.  
Waldhaus für den Mittelstand. Behandlung nach  
modernen Grundsätzen.

Leitender Arzt: Dr. W. Lindig.  
Prospekte frei durch die Verwaltung.

San.-Rat Dr.  
Jaspersen's

### Sanatorium Schellhorner Berg

b. Preetz (Ostholstein, D-Zugs-Station  
Kiel-Lübeck). Offene Villen für Nerven-  
kranke und Erholungsbedürftige. Sonder-  
abteilungen für gemütskranke Damen.  
Prospekt auf Wunsch. / Zeitgemäße Preise

Todtmoos (Schwarzw. 850 m) ärztl. gel. Kurhaus Adler  
1. Jahresbetr. Lungenkr. Zimm., fl. Wass., Liegebalk., Park.

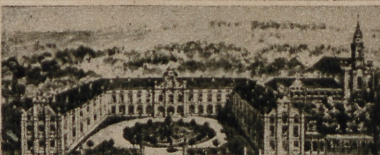
Kurheim Bad Tölz Dr. med. Model  
Dr. jur. Wiethaus  
Arterienverkalkg., Bluthochdruck, wissensch. Diätkur.  
● Billige Vollpauchalkuren i. Sommer u. Winter ●

Stuttgart-Hohenwaldau Sanatorium Dr. Reinert.  
Herz, Nerven, Asthma, Rheuma. Zeitgemäße Preise

## Kofrat Friedrich von Hessing'sche Orthopädische Heilanstalt

Georg Hessing, Generaldirektor,  
Dr. med. Gg. Hessing, Facharzt für Chirurgie.

6/IV



## Augsburg-Göggingen,

Fernsprecher Nr. 33220 und 33244.

Drahtnachricht; Hessing Göggingenbayern.

Behandlung sämtlicher Deformitäten des Knochensystems  
und Bewegungsapparates mittels unserer an Vollkommenheit  
von keiner Seite erreichten Schienenhilfen- und Korsett-Therapie  
Prospekt D.